

H A N S M A R T I N S C H W A R Z

Einer

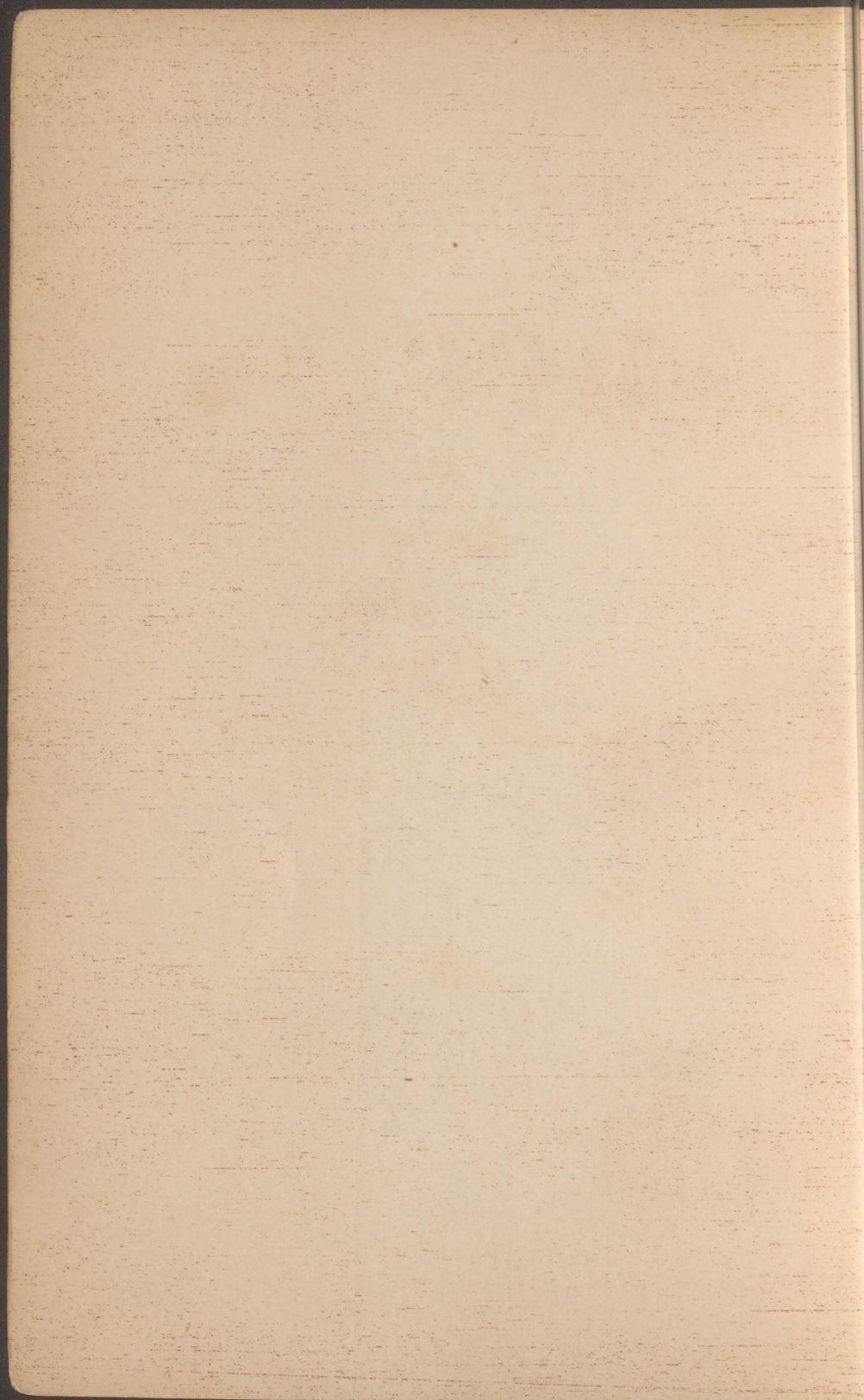
wie

Du

und

ich

•
*Eine
Jugend-
Erzählung
aus
unseren
Tagen*
•



H A N S M A R T I N S C H W A R Z

Einer

wie

Du

und

ich

•
*Eine
Jugend-
Erzählung
aus
unseren
Tagen*
•

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Umschlagentwurf und Textzeichnungen von
Walther Frankenthal

Copyright 1937 by Hans Martin Schwarz, Berlin. Printed in Germany
Druck: M. Legmann, Berlin

5:3 (2:0)-träurig, träurig!



„Heinz, Kind, sieh dich vor, daß du dich nicht erkältest!“ die Stimme der besorgten Mutter drang durchs Treppenhaus. „Hast du auch den warmen Sweater untergezogen? Daß du mir nicht zu lange bleibst und dich nicht erhitzt! Wenn du dir was wegholst, darfst du nie mehr zum Fußballspielen. Und wehe . . .“

Aber weiter kam Frau Behrend nicht, denn Heinz hatte die Haustür bereits hinter sich zugeworfen und lief durch den Vorgarten. Die Mutter brauchte keine Sorge zu haben. Heinz hatte sich warm angezogen, sogar Handschuhe trug er, obwohl es draußen schon grünte und die milde Frühjahrs-sonne die Menschen in die Parks und Anlagen der Stadt gelockt hatte.

Heinz freute sich schon auf das Fußballspiel. Sicher waren David und Kurt auch da. Das waren sehr eifrige Fußballspieler. Beide spielten im Sturm, Kurt als Mittelstürmer und David als Linksaußen, während Heinz in der Verteidigung stand. Eigentlich wäre auch er gern Stürmer gewesen, aber bis jetzt war er noch nicht so weit gekommen.

Als er auf dem Platz ankam, waren schon fast alle da. Nur Peter, die lange Latte, der Torwart der Mannschaft, ließ wie üblich auf sich warten. Endlich kam auch er.

Heute sollte ein großes Spiel vonstatten gehen, der Kampf gegen die Quarta der Realschule in der Baumannstraße. Diese Klasse hatte eine ausgesuchte und besonders gut trainierte Mannschaft, die überall gefürchtet war.

„Vielleicht hast du doch die Freundlichkeit, deinen Mantel auszuziehen“, meinte Peter grinsend zu Heinz. „Wenn du so aufs Spielfeld gehst, können die von der Baumann vor Lachen nicht weiterspielen!“

„Ach so, stimmt, natürlich“, pflichtete Heinz bei und knöpfte sich umständlich den Mantel auf. Dabei erinnerte er sich, daß ihm die Mutter verboten hatte, ohne Mantel zu spielen. Aber er konnte sich doch nicht einfach von den anderen auslachen lassen.

„So“, meinte Peter, „und wenn du ein anständiger Kerl bist, gibst du mir jetzt deine Handschuhe, die kann ich im Tor sehr gut gebrauchen“.

„Ist das so unbedingt notwendig?“, brummte Peter und zog ein mißmutiges Gesicht. „Schließlich sind es meine Handschuhe und außerdem echt Nappa. Die darf ich nicht verpumpen.“

„Na denn zieh ab und werd glücklich mit deinen Lederhandschuhen. Aber fix. Es fängt gleich an!“

Anpiff. Es ging los.

Man konnte gleich merken, daß die von der Baumannstraße Könner waren. Der Sturm spielte großartig zusammen und verteilte die Vorlagen der Läuferreihe nach einem bestimmten Plan. Im Nu waren sie vor dem Tor und um ein Haar hätte es schon in den ersten Minuten einen Treffer gegeben, wenn Peter den Ball nicht aus der oberen Ecke geholt hätte. Gut, daß Peter so lang war!

Heinz kam sich ein bißchen unbeholfen vor. Die Stürmer von der Baumannstraße waren so schnell und so

gerissen, daß er sie kaum zurückhalten konnte, was doch seine Pflicht als Verteidiger war.

„Du bist eine Nulpe“, meinte Peter gutmütig, als sich die Baumanschen etwas zurückgezogen hatten, „läßt sie ruhig rankommen und stehst da wie eine Wachsfigur“.

Heinz wagte nicht, etwas dagegen zu sagen. Aber er ärgerte sich über Peter, obwohl der eigentlich recht hatte. Warum sollte gerade er der Dumme gewesen sein? Andere machen ja auch Fehler. Das kann schließlich jedem mal passie . . .

„Paß doch auf du Doofkopp!“ Heinz wurde durch Peters Rufe aus den Gedanken gerissen. Denn, großes Donnerwetter, da waren doch die Baumanschen gerade an ihm vorbeigesaust und standen jetzt unmittelbar vor dem Tor. Aber es half nichts mehr. Das Unglück war schon geschehen. Zwar warf sich Peter verzweifelt nach dem Ball, aber der war schon hart am Pfosten vorbei ins Tor gesaust. 1:0 für die Baumanschen.

Das hatte Heinz also gründlich verpatzt. So eine Schweinerei. Er ärgerte sich selbst am meisten. Obwohl auch die anderen nicht gerade freundliche Gesichter machten.

„Ausstellen kannst du dich lassen“, meinte Kurt, „fürn Groschen Eintritt darfst du sogar nehmen! So was gibts bald nicht wieder“.

Auch die anderen machten ihre Witze. Doch das Spiel ging weiter. Heinz gab sich alle Mühe. Aber, merkwürdig, er konnte die Gegner nie richtig anhalten, so daß fast die halbe Mannschaft mit in der Verteidigung spielen mußte. Und als die Zeit um war, konnte man das nicht gerade erfreuliche Ergebnis verzeichnen: Realschule in der Baumansstraße (Quarta) gegen Dr. Klausen-Oberrealschule (Quarta) 5:3 (2:0). Traurig, traurig!



Krank sein, eine ekelhafte Sache -

„Wo bleibt der Junge nur?“ Frau Behrend lief aufgeregt im Speisezimmer auf und ab. „Es ist doch gleich halb acht. Es wird ihm doch nichts passiert sein! Therese, gehn Sie doch gleich noch einmal vor die Tür, ob er nicht schon zu sehen ist!“

Therese ging noch einmal vor die Tür. „Gnä Frau, es ist nichts zu sehen. Vielleicht kommt der Heinz eben später.“

„Was, später sagen Sie? Später? Ich habe ihm doch ausdrücklich gesagt, er soll pünktlich sein, weil ich mich immer so ängstige.“

„Aber vielleicht haben sich die Jungen noch was zu erzählen gehabt. Da versäumt man leicht die Zeit.“

„Ja, ja, darauf verstehen Sie sich, Therese. Das brauchen Sie mir nicht mehr zu sagen. Erst heute morgen, als Sie beim Krämer waren, da . . .“

Unten klappte die Haustür.

„Der Junge!“ Frau Behrend stürzte zur Treppe. „Heinz, bist du's mein Kind?“

Ja, Heinz war es. Müde kam er die Treppen heraufgetrappst. Langsam, mit einer ungewohnten Ruhe zog er Mantel und Handschuhe aus. Dann ging er ins Zimmer und setzte sich an den Abendbrottisch.

„O Gott, wie siehst du elend aus! Kind!“ Die Mutter sah ihn prüfend an. „Du bist ja ganz blaß und die Augen sind ganz trübe. Wie fühlst du dich? Ist dir nicht gut?“

„Doch, mir ist ganz gut. Ich bin nur sehr müde, das Spiel war sehr schön.“

„Schön? Schön nennst du das, dies furchtbare Getöbe! Wahrscheinlich hast du dir dabei was aufgehalst. Aber ich sage es ja immer, du ruhst nicht eher, als bis du dir einmal etwas fürs Leben weggeholt hast. Diese Unvernunft!“

„Soll ich dem jungen Herrn vielleicht etwas Tee machen?“ fragte Therese.

„Ja, bringen Sie den Jungen ins Bett und geben Sie ihm Tee, er muß gleich schwitzen. Und gemessen muß er werden. Und den Arzt müssen Sie antelefonieren. Und holen Sie schnell noch aus der Apotheke etwas Pyramidon. Hoffentlich ist noch auf.“ Hastig stieß Frau Behrend alles hervor und sprang erregt von ihrem Stuhl.

„Aber Mutter, du weißt doch, daß ich nicht will, daß Therese mich zu Bett bringt. Ich bin doch kein Baby mehr. Ich geh schon alleine.“ Obwohl Heinz wirklich sehr müde war, machte es ihn wütend, daß man ihn wie ein kleines Kind behandelte.

Heinz mußte Tee trinken, Pyramidon einnehmen und schwitzen. Es war wenig angenehm. Und während er, in vier Decken eingepackt und mit drei Wärmflaschen dazwischen, las ihm Therese aus einem Buch vor, das so langweilig war, daß er dabei einschlief.

*

„Ist es auch wirklich nichts Ernstes?“ fragte die Mutter ängstlich Herrn Dr. Brodewski.

„I bewahre“, beruhigte er sie, „es ist eine kleine Erkältung. Der Junge wird sich bald davon erholen. Sowas kann schon mal vorkommen. Hauptsache ist Wärme. Und wenn Sie ein Uebrigtes tun wollen, so lassen Sie ihm regelmäßig Tee mit Honig geben. Das wird ihm schmecken, und gut tut es auch. Ich komme morgen mittag noch einmal vorbei. Dann wird er sicher bald aufstehen können.“

Als Dr. Brodewski noch einmal kam, meinte er, daß Heinz gut und gern schon am nächsten Tag aufstehen könne. Aber Frau Behrend wollte davon nichts wissen. „Sicher ist sicher“, sagte sie und ließ Heinz noch fast eine volle Woche im Bett liegen. Und auch dann dauerte es noch einige Zeit, bis er endlich wieder in die Schule gehen durfte.

Das Ende vom Lied aber war, daß Heinz nicht mehr zum Fußballspielen durfte. Das war sehr bitter. Aber seine Mutter glaubte bestimmt, daß er sich die Krankheit — denn eine Krankheit nannte sie seine Erkältung — auf dem Sportplatz geholt hatte. Daß es vielleicht der dicke Wollswearer gewesen war, der mit Schuld daran hatte, das glaubte nur Heinz, der es „olle Verpimpelei“ nannte.

Die Einsegnung



Wochen und Monate vergingen. Heinz ging in die Schule. Heinz aß zu Mittag. Heinz machte Schulaufgaben. Die Mutter war zufrieden mit ihm; denn er benahm sich ganz gesittet, tobte nicht mit anderen Jungen umher, zerriß sich nicht die Sachen, kurz:

es war nichts Besonderes oder Auffallendes an ihm.

Und doch, es war nicht alles wie sonst. Mitunter, wenn er in seinem Zimmer war und Schulaufgaben machen sollte, kam er nicht dazu. Er hatte Stunden, in denen er nichts anzufangen wußte. Es war keine richtige Langeweile. Es war nur die Unlust, irgend etwas zu beginnen. Ihm war dann oft, als ob etwas kommen müsse, das ihn emporrise. Aber es kam nichts. Ein Tag war wie der andere.

Oft sah er dann aus dem Fenster und auf die helle asphaltierte Straße hinunter. Es gab nicht viel zu sehen. Nur selten fuhren Wagen hindurch. Wenige Menschen gingen vorbei. Aber das war auch nicht wichtig. Denn, obwohl Heinz mit seinen Augen all das auf der Straße sah, empfand er nicht die Bewegung, nicht das Leben dort draußen. Er konnte stundenlang hinaussehen. Hätte man ihn aber gefragt, was es dort zu sehen gäbe, so hätte er keine Antwort gewußt.

Es war alles so öde. Heinz war immer in einer Stimmung, in der er sich selbst hätte backpfeifen können. Aber das hätte auch nichts geändert. Es fehlte ihm etwas. Was, das vermochte er sich selbst nicht zu sagen.

*

Dann kam der Geburtstag, zu dem Heinz sich einige Freunde hatte einladen dürfen. Es hatte Geburtstagskuchen gegeben, um den herum dreizehn Lichter aufgebaut waren. Es war ein ganz schöner Nachmittag, aber doch nichts Besonderes. Auch die Geschenke waren sicherlich sehr nett. Von seiner Mutter hatte er einen dunklen Anzug mit langen Hosen bekommen. Es waren für ihn die ersten langen Hosen. Dazu ein Hemd mit einem richtigen Kragen, den man oben anmachen mußte, weil er nicht fest war, wie bei einem Sporthemd. Den Anzug hatte Heinz bekommen, weil er ihn auf der Einsegnung tragen mußte, die bevorstand.

Heinz wußte mit dem Anzug nichts Rechtes anzufangen. Er freute sich zwar ein bißchen, als seine Schulkameraden die langen Hosen bestaunten. Aber das war auch alles.

Kurz vor der Einsegnung hatte er Generalprobe. Therese half ihm bei der Anprobe des neuen Anzugs. Schon beim Hemd ging es mit dem Gewürge los. So etwas Scheußliches hatte Heinz noch nie gehabt. Als er den Kragen glücklich auf dem Hemd festgemacht hatte, mußte auch noch der Schlips dazukommen. Das ging nun überhaupt nicht mehr. Zu blöd, da mußte der Kragen vorne nochmal aufgeknöpft werden und dann konnte man den Schlips von der Seite hineinziehen.

Als er es endlich geschafft hatte, stellte er sich vor den Spiegel.

„Da hat der junge Herr aber einen schönen Anzug bekommen“, meinte Therese. „Nun freut sich der junge Herr aber.“

Es war zweifelhaft, ob sich „der junge Herr“ wirklich freute. Hm, ja, er sah ja nun fast aus wie ein Erwachsener. Das machte ihn ein bißchen stolz. Aber, merkwürdig, so richtig freuen konnte er sich nicht darüber. Es war kein Vergnügen, in einem solchen Anzug herumzuspazieren. Erstens kratzte der Kragen am Hals, zweitens schlenkerten die Hosenbeine immer hin und her, drittens sassen die Aermel so steif, daß man den Arm immer gestreckt hochheben mußte. Ach, es war keine reine Freude.

*

Aber, werdet ihr sagen, was schadet es, daß man sich mit einem neuen Anzug herumplagen muß, den man nicht schmutzig machen darf, wenn man doch Barmizwa wird! Wie bitte? Barmizwa sagte ich? Ja, eigentlich wurde Heinz ja Barmizwa. Aber die Eltern, und schließlich auch Heinz, sprachen immer nur von der Einsegnung. Das ist sachlich zwar kein Unterschied. Aber es war doch eine Barmizwa.

Und weil es eine Barmizwa war, mußte sie natürlich in einer Synagoge stattfinden.

Heinz war in seinem Leben noch nicht oft in einer Synagoge gewesen. Einmal, als kleiner Junge, am Simchat Tora. Da hatte es Bonbons gegeben. Später war Heinz zum Simchat Tora nicht mehr hingegangen, weil er es mehr für ein Kindervergnügen hielt, und er war doch schon ein großer Junge. Er hatte ja auch soviel zu tun gehabt, daß er eigentlich gar nicht dazu kam, in die

Synagoge zu gehen. Einige werden vielleicht sagen: So viel kann man gar nicht zu tun haben, als daß man nicht in die Synagoge gehen könnte. Ich glaube das auch. Aber Heinz glaubte es nicht.

Und überhaupt, warum sollte er da schließlich hingehen? Er wußte zwar, daß es Leute gibt, die mehrere Male im Jahr in die Synagoge gehen. Manche sogar auch in der Woche. Sie beten da. Aber Heinz war bis jetzt auch so ausgekommen. Ohne Beten.

*

Aber dieses eine Mal mußte es wohl sein. Heinz hatte vorher einen Satz in Hebräisch gelernt, den er sagen sollte, wenn er ans Betpult aufgerufen wurde. Er hatte in der Schule schon viele Verse und Gedichte auswendig gelernt. Aber dieser Satz war besonders schwer zu behalten. Vielleicht, weil er sich nicht reimte. Vielleicht auch, weil Heinz den Sinn nicht ganz kannte, denn man behält etwas viel besser, wenn man den Sinn davon weiß. Aber Heinz wollte seinen Vater nicht fragen, weil er sich sonst so dumm vorgekommen wäre.

Der große Tag kam, Heinz mußte den neuen Anzug anziehen. Dann kam ein Auto, das brachte Heinz, seinen Vater und seine Mutter zur Synagoge. Es waren viele Leute da, die alle extra zu Heinz' Einsegnung gekommen waren. Er hatte ein beklemmendes Gefühl an der Kehle, als er in die Synagoge trat und sah, daß es ein großer, weiter Raum war, mit hohen Säulen, großen Fenstern und hellen Lichtern. Er war sich kaum bewußt, daß er jetzt an einen Platz geführt wurde, während aus dem Raum Gesang und Orgelspiel ertönte. Er fand das Ganze feierlich. Besonders das Orgelspiel. Er konnte ja auch nicht wissen, daß es Synagogen gibt,

die keine Orgel haben — und doch ist dort der Gottesdienst nicht weniger feierlich und innig.

Gesang ertönte. Nachdem die Klänge der Orgel verhallt waren, wurde Heinz zur Tora aufgerufen. Langsam stieg Heinz einige Stufen hinauf. Nun stand er vor der Torarolle, dem Buche der Juden. Mit lauter, ein wenig zitternder Stimme sang Heinz die Bracha.

Mit voller, hell klingender Stimme sang der Kantor den Text aus der Tora vor. Dann sprach der Rabbiner. Er ermahnte Heinz, sich der Bedeutung dieses Tages bewußt zu sein und seinen Sinn zu bewahren für das ganze Leben. Als er geendet hatte, schritt Heinz wieder an seinen Platz zurück.

EINE WANDLUNG

Eines Tages war alles anders. Schon vorher hatte Heinz davon gehört, daß in Deutschland etwas Großes vor sich gegangen war. In der Schule sprach man davon. Die Zeitungen schrieben darüber. Und auch Heinz, als Großstadtkind, konnte an all dem nicht achtlos und teilnahmslos vorübergehen.

Und nun kam dieser Tag, der so alles Bestehende über den Haufen warf. An dem ihm die grundlegende Wandlung voll zum Bewußtsein kommen mußte.

Der Vater war schon zum Mittag zu Haus. Er ging zu Heinz aufs Zimmer und setzte sich dort hin.

„Soll ich etwas?“, fragte Heinz.

„Nein, mein Junge, laß nur. Ich möchte nur einen Augenblick hier in deinem Zimmer bleiben. Ich war fast noch nie hier.“

Heinz wunderte sich. Aber er bemühte sich, unbefangen weiter an seinen Schulaufgaben zu arbeiten.

Plötzlich sagte der Vater: „Weißt du nicht, was geschehen ist?“

Heinz wußte es. Alle sprachen ja davon. Aber was meinte der Vater damit?

Da erzählte der Vater, daß er nicht mehr Rechtsanwalt sein könne. Er sprach von einer Verordnung, die ihn zwang, seinen Beruf aufzugeben, weil, ja: weil er Jude war . . . Nur Rechtsanwälte, die im Kriege an der Front gestanden hatten, durften noch tätig sein.

„Warum warst du denn nicht im Krieg?“, fragte Heinz, weil er nichts Besseres zu fragen wußte.

„Ich konnte nicht eingezogen werden. Ich hatte eine Sehnenzerrung im rechten Ellbogen, die auch jetzt noch nicht fort ist. Aber Großvater war im Krieg: 70/71.“

„Genügt das nicht?“

„Nein, ich müßte selbst an der Front gewesen sein.“ Heinz dachte angestrengt nach.

„Und was machen die anderen Juden?“

„Rechtsanwälte und Aerzte dürfen sie nur unter besonderen Umständen sein.“

„Aber es gibt doch noch viele andere Berufe!“

„Das schon. Aber die Juden sind zu einem sehr großen Teil Aerzte und Juristen.“

„Wie kommt denn das? Man kann doch auch einen Laden haben oder ein Engrosgeschäft. Oder man kann Schneider sein oder Milchmann. Es gibt doch eine Menge Berufe . . .“

„Ja, die Eltern wollten meistens, daß ihre Kinder in gehobene Berufe gingen. Daher kam es, daß es immer mehr jüdische Aerzte und Rechtsanwälte gab. Es waren wirklich sehr viele. Vielleicht zu viele.“

„Wenn es aber zu viele sind, warum gehen dann nicht auch welche in die anderen Berufe? Das muß doch so sein.“

„Das haben sie aber nicht getan. Man hat ja auch gar nicht daran gedacht, daß es einmal so kommen würde.“

Wieder wußte Heinz nicht weiter. Er wollte etwas sagen, denn der Vater saß so zusammengesunken da, daß man Angst haben konnte.

Da stand der Vater auf, ging langsam auf Heinz zu, legte ihm die Hand auf den Kopf und sah ihm in die Augen. Es war das erstemal, glaubte Heinz, daß er seinem Vater so in die Augen sah.

„Da hat man nun gearbeitet und gearbeitet sein ganzes Leben lang. Man hat sich keine Ruhe gegönnt. Und immer hat man sich wieder hochgerissen und sich gesagt: Es muß so sein, damit der Junge es später mal besser hat. Aber jetzt . . .!“

Heinz sah den Vater mit weitaufgerissenen Augen an. Das war sein Vater! Dieser Mann mit dem brennend traurigen Gesicht, mit den bleichen Wangen und den dunkel geränderten Augen. So hatte er ihn noch nie gesehen. Da stieg in ihm der Gedanke auf, daß er dem Vater irgendwie helfen müsse. Es war eigentlich ein törichter Gedanke. Wie sollte er, der dreizehnjährige Junge, seinem Vater zur Seite sein? Und dennoch faßte er für sich den Entschluß: Wenn ich es kann, so muß ich ihm helfen. Wie, das wußte Heinz noch nicht.

Als der Vater gegangen war, war Heinz ganz allein. Und es war ihm wieder wie so oft, daß er nicht wußte, was er beginnen sollte. Und doch war es nicht das gleiche. Während er sonst eine ohnmächtige Leere verspürte, jagten sich jetzt die Gedanken in seinem Gehirn.

Er sah das geregelte Leben. Den rastlos arbeitenden Vater, die besorgte Mutter. Er sah sich selbst. Sorglos. Ohne Fragen. Und jetzt, mit einem Male, stürmten die Fragen auf ihn ein. Warum das alles? Und: Was wird nun sein? Heinz konnte sie nicht beantworten. Aber

immer mehr Fragen kamen und verlangten nach einer Antwort. Bilder rollten vor seinen Augen ab. Bilder der Vergangenheit. Bilder der Zukunft. Hatte er denn jemals an das Kommende gedacht? Ja, es war so wie der Vater gesagt hatte: „... Man hat ja auch gar nicht gedacht, daß es einmal so kommen würde.“

Eine ohnmächtige Wut packte Heinz. Eine Wut gegen sich selbst und gegen das Schicksal ... Warum hatte man es nicht vorher gewußt? Warum?

Die neue Schule



Die Schulglocke schrillte laut, als Heinz mit seiner Mutter die große Freitreppe hinaufstieg. Sie gingen einen Gang entlang, der im Halbdunkel lag und kamen zu einer Tür. Daran stand: „Direktionssekretariat.“

Sie traten ein. Heinz setzte sich auf einen Stuhl rechts vom Eingang. Die Mutter sprach mit dem Fräulein, das an einem Schreibtisch saß. Heinz achtete kaum darauf.

In einem Wartezimmer zu sitzen ist keine angenehme Sache. Besonders schlimm ist das beim Zahnarzt. Aber auch das Vorzimmer zu einer Schuldirektion ist kein schöner Aufenthalt. Deshalb freute sich Heinz, als sie endlich zum Direktor gerufen wurden.

*

„Heinz will also jetzt zu uns kommen“, begann der Direktor, „ja, mein Junge, das ist nicht so einfach. Hast du denn schon Hebräisch gehabt?“

Die Frage war Heinz nicht angenehm: „Nein, bis jetzt noch nicht!“

„Ja“, wandte sich der Direktor an Heinz' Mutter, „dann wird er wohl sehr viel Nachhilfe haben müssen. Die Klasse ist schon außerordentlich weit.“

Am nächsten Morgen war Heinz als erster im Klassenzimmer. Er hatte genug Zeit, sich alles anzusehen. Drei Reihen Bänke, schwarz-grün gestrichen, dazu das Lehrerpult. An der Wand hingen ein paar Bilder. Am Klassenschrank war der Stundenplan mit Reißbrettstiften festgemacht. Heinz ging nach vorn und sah ihn sich an. Man merkte gleich, daß den Plan ein Junge aus der Klasse geschrieben hatte. Da gab es „Franz.“, „Rechn.“, „Penta.“, „Deutsch“, „Gesch.“, „Erdk.“, „Talm.“ usw.

Heinz hatte in Stundenplänen schon seine Erfahrung. Die merkwürdigen Abkürzungen waren ihm fast alle bekannt. „Franz.“ — das ist Französisch, „Rechn.“ — heißt: Rechnen. Aber was „Penta.“ und „Talm.“ bedeuteten, davon hatte er keine Ahnung.

Jetzt kamen zwei Jungen aus der Klasse. Sie warfen ihre Mappen unter die Bänke, holten Hefte, Bücher, Schreibzeug heraus und fingen schleunigst an, Arbeiten zu machen. Heinz freute sich, daß er es nicht nötig hatte, jetzt abzuschreiben und vertiefte sich in das Lesebuch. Die beiden anderen, die vorne saßen, hatten ihn natürlich längst gesehen. Sie wußten auch, daß sie ihm eigentlich Guten Tag hätten sagen müssen. Aber das ist bei einem „Neuen“ zuerst so schwer. Man weiß eigentlich nicht, warum das so ist.

Allmählich kamen mehr und mehr Jungen in die Klasse. Sie fingen an zu schreiben, zu schwatzen und zu essen. Heinz beobachtete alles über das große Lesebuch hinweg, in das er scheinbar sehr vertieft war.

Ein paar, die in der Ecke standen und Aepfel kauten, hatten ihre Mützen aufbehalten. Heinz wußte, daß es in der alten Schule verboten war, in der Klasse die Mütze aufzubehalten.

Da kam auch schon der Lehrer in die Klasse. Alles lief an die Plätze.

„Setzen!“ —

Das also war nun der neue Pauker! Ein ziemlich kleiner Herr mit glattrasiertem Schädel und einem ulkigen Kneifer auf der Nase. Er sah aber ganz gemütlich aus.

„Die Arbeiten zu dem Thema Welches sind die Hauptwesenszüge Geßlers in Schillers Wilhelm Tell? sind mal wieder ganz miserabel ausgefallen! Es ist jammervoll, mit welcher Oberflächlichkeit die meisten Aufsätze geschrieben sind; die wenigsten haben sich über das Thema ernstlich Gedanken gemacht. So sind auch die Zeugnisse entsprechend ausgefallen. Ich gebe die Hefte jetzt zurück. Aaron: 3—4, Bär: 4 (teils besser), Bamberger: 4 . . .“

Und so ging die Aufzählung weiter. Nacheinander bekamen alle ihre Hefte mit einer entsprechenden Bemerkung zurück. Sie hockten sich zusammen und verglichen Arbeiten und Noten.

„Und nun“, sagte der Deutschlehrer, der gleichzeitig Klassenlehrer zu sein schien, „habe ich euch einen Neuen vorzustellen. — Steh mal auf.“

Heinz erhob sich.

„Wie heißt du?“, sagte der Lehrer, „ich muß dich ins Klassenbuch eintragen.“

„Heinz Behrend.“

„Und wo wohnst du?“

„Friedrich-Schiller-Straße 27.“

„Vorname des Vaters . . .“

„Egon.“ —

„Gut, setz dich. Und paß ordentlich auf, du wirst viel nachzuholen haben!“

Nach Schluß der Stunde stürzte sich gleich eine Anzahl Jungen auf Heinz. Sie fragten ihn gleich gründlich aus. Wie alt er sei, von welcher Schule er käme, ob er Fußball spiele, ob er Zigarettenbilder sammle und ob er in einem Jugendbund sei. Kurz, sie fragten so lange, bis sie sich völlig über den Neuankömmling im klaren waren. Und dann luden sie ihn ein, mit ihnen in der Sandkiste Kopfball zu spielen.

Diese Sandkiste war ein idealer Kopfballsplatz. Von der Schulleitung war sie eigentlich als Sprungkiste gedacht. Aber zum Ballspielen schien sie noch besser geeignet. Sie spielten mit zwei Mannschaften zu zwei Jungen mit ebenfalls zwei Toren. Der Junge, der mit Heinz auf einer Seite spielte, war ein kleiner flinker Kerl. Schon in der ersten Hälfte des Spieles waren sie den beiden anderen glatt überlegen. Nach der Halbzeit wandelte sich das Glück. Und kurz vor Schluß waren die Chancen genau gleich. Alles stand ganz knapp; es ging, wie man so sagt, um die Wurst. Da, mit einem Male kamen zwei große Jungen aus der höheren Klasse und schrien: „Macht, daß ihr wegkommt! Wir brauchen Platz!“

„Knif!“ Das kommt natürlich gar nicht in Frage. „Verzieht euch fix, ihr dämlichen Nußköpfe!“ scholl es als Antwort.

Die andern aber fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt und wollten die Sandkiste mit Gewalt erobern. War es bisher bei Worten geblieben, so ging es jetzt, eins, zwei, drei!, und Hast-du-nicht-gesehen war die schönste Keilerei im Gange. Heinz packte den Längeren von ihnen und wollte ihn zu Boden ziehen. Doch der war nicht faul und versuchte, ihn an den Schultern herunterzudrücken, Heinz zog ihm den Unterarm quer über den

Rücken und lief schnell hinter ihm durch. Darauf war der nicht gefaßt und mußte sich, wollte er sich nicht den Arm auskugeln lassen, der Länge nach auf den Rücken legen. Erledigt! So, der Kampf war entschieden.

Der Sieg über den Großen hatte Eindruck gemacht. Die neuen Klassenkameraden klopfen Heinz auf die Schulter und meinten freundlich: „Für'n Anfänger ganz ordentlich!“

Jetzt war er richtiges Glied in der Klassengemeinschaft. Das hatte aber mit der Eintragung ins Klassenbuch nur ganz wenig zu tun.

FREUNDE



Es gefiel Heinz ganz gut in der neuen Schule. Langsam machte er sich mit allen Besonderheiten vertraut. Er hatte längst gelernt, daß das „Talm.“ auf dem Stundenplan „Talmud“ bedeutet, und „Penta.“ „Pentateuch“, das sind die Fünf Bücher Mosis. Auch wunderte er sich nicht mehr, wenn die Jungen beim Essen die Mützen oder Käppchen aufbehielten. Er hatte gelernt, daß es eine Vorschrift ist; allmählich gewöhnte er sich daran und tat es schließlich selbst.

Nur das Hebräische machte ihm noch Schwierigkeiten. Der Direktor hatte recht gehabt: Heinz mußte Nachhilfeunterricht nehmen. Zweimal in der Woche kam ein junger jüdischer Theologiestudent und arbeitete mit ihm. Der Student, Louis Weiß hieß er, war ein sehr netter Mensch. Es gefiel Heinz sehr gut, bei ihm zu lernen. Denn, obwohl es Herrn Weiß wirtschaftlich gar nicht gut ging, war er doch immer gut gelaunt. So wurde das Lernen leicht, wenn Heinz auch manchmal nicht recht wußte, was für einen Zweck es haben sollte, Hebräisch zu lernen. Die Mutter sagte doch oft genug: „Sei fleißig; du lernst ja nicht für den Lehrer, sondern für dich selbst!“

Aber, wenn er für sich selbst lernte, mußte es ihm doch einmal irgendwie nützlich sein können. Nur zum Beten? Heinz hatte bis jetzt gemeint, wenn einem etwas nützt, so hilft es, daß man im Leben weiterkommt. Und außerdem, im Gebetbuch steht doch immer die deutsche Übersetzung daneben. Was braucht man da Hebräisch zu können!

Einmal fragte er Herrn Weiß danach. Bei dem traute er sich, zu fragen, denn der hatte Verständnis dafür. Da wurde der sonst so lustige junge Mann ganz ernst und meinte:

„Du mußt wissen: es gibt zwei Arten der hebräischen Sprache, die man jetzt gewöhnlich lernt. Alt-Hebräisch und Neu-Hebräisch; man nennt es auch, mit einem hebräischen Ausdruck, Iwrit oder, wenn man wissenschaftlicher unterscheiden will, aschkenasisches und sefardisches Hebräisch.

Beide Sprachfassungen, oder wie man es nennen will, haben verschiedene Aufgaben. Das Aschkenasische, das du in der Schule lernst, ist die Gebetssprache. Wenn du es erst richtig kannst, kannst du alle Gebete, Vorschriften und Quellen jüdischer Gedankenwelt im Urtext lesen. Das muß man können, wenn man sich ernsthaft damit befassen will; denn in der Übersetzung geht sehr viel von dem ursprünglichen Wortsinn verloren. Und das jüdische Schrifttum enthält sehr viele Schönheiten in Sprache und Sinn.

Das andere, das Neu-Hebräisch, ist die Sprache des jüdischen Volkes. Es ist Verkehrssprache des jüdischen Palästina. So wie wir hier Deutsch sprechen; wie die Franzosen Französisch sprechen und die Engländer Englisch, sprechen die Juden in Erez Israel Iwrit.

In diesen wenigen Worten, mit denen Herr Weiß ihm die hebräische Sprache kurz erklärt hatte, war für Heinz sehr viel Neues enthalten. Es genügte also nicht, die deutsche Übersetzung der Gebete zu lesen; sondern, um sie richtig zu begreifen, mußte man den hebräischen Text verstehen lernen. Und dann gab es das Iwrit, wie Herr Weiß es genannt hatte: Die Sprache des jüdischen Volkes. Das war Heinz etwas ganz Neues. Es gab also ein jüdisches Volk. Seine Angehörigen waren die Juden. Heinz war doch auch Jude. Judesein hatte für ihn doch immer nur Religion bedeutet. Sein Vater und Großvater hatten der jüdischen Religion angehört. Aber, wenn es doch ein jüdisches Volk gab!

Das war wieder eine von den Fragen, die sich Heinz in den letzten Monaten aufgedrängt hatten, und für die er keine Lösung fand. Aber diesmal würde er jemanden haben, der sie ihm beantwortete, Herr Weiß würde ihm sicher alles sagen können. Es war schön, daß er Herrn Weiß fragen konnte. Er hatte in ihm einen Freund, der zwar viel älter war als Heinz, aber er verstand ihn so gut wie kein anderer.

*

So hatte Heinz bei der nächsten Nachhilfestunde schon wieder eine Frage.

Und Herr Weiß antwortete ihm gern. Er sprach sehr energisch und überzeugend. „Ich verstehe deine Frage. Ich konnte von dir keine andere erwarten“, sagte Herr Weiß. Und dann erzählte er Heinz vieles aus der Geschichte der Juden. Aus der Zeit, da sie noch ein eigenes Land hatten und eigene Könige und wie sie dann von König Titus vertrieben und in der Welt verstreut wurden. Dann kam eine lange Geschichte, die Geschichte der

Juden in den Jahrhunderten der Verbannung. Jahrhunderte, in denen sie im Ghetto lebten, in denen man sie verfolgte, wie zur Zeit der Kreuzzüge, in denen man sie aus dem Lande jagte, wie bei der spanischen Inquisition, in denen man sie der Brunnenvergiftung, des Ritualmordes, der Hostienschändung beschuldigte, wie im Mittelalter: Eine Geschichte des Leidens und der Verfolgung.

„Und in all diesen Jahrhunderten der Not und der Unterdrückung ist in den Juden immer die Sehnsucht nach Zion wach geblieben, einmal heimzukehren in das Land der Väter, einmal wieder die heilige Erde zu betreten und dort, fern von Verfolgung und Unterdrückung das eigene Land zu bebauen.

Dann, zum Ende des vorigen Jahrhunderts, kam Theodor Herzl. Er war ein Jude des Westens, seinem Glauben und seinem Stamm entfremdet. In diesen Tagen spielte sich der große Dreyfus-Prozeß vor der Weltöffentlichkeit ab, in dem ein jüdischer Offizier beschuldigt wurde, sein Heimatland verraten zu haben. Lange Jahre lebte Dreyfus in der Verbannung. Endlich erkannte man seine Unschuld. Aber es gab niemanden, der ihm jene Jahre seines Lebens wiedergeben konnte, in denen er umsonst gelitten hatte. Das sah Theodor Herzl. Es erschütterte ihn tief und er fand den Weg zum Judentum zurück.

Ein Jahr danach veröffentlichte Herzl seine Broschüre „Der Judenstaat“, in der er den Plan zu einem jüdischen Nationalstaat entwirft. Damit wurde er zum Begründer des modernen Zionismus.

Herzl sagte einmal, als er von dem kommenden „Judenstaat“ sprach: „Wenn ihr wollt, ist es kein

Märchen!“ Er hat recht behalten. Das jüdische Volk hat gewollt. Und das jüdische Land ist kein Märchen geblieben. Es gibt den Jüdischen Nationalfonds, der von den Juden aller Länder Mittel erhält, um Boden für das jüdische Volk in Palästina, wir nennen es „Erez Israel“ (das ist: das Land der Juden) zu kaufen. Dort werden jüdische Menschen angesiedelt, die das Land bebauen. Zu Zehntausenden fahren sie hinüber. Viele Hunderttausende sind schon dort, und Millionen kann es aufnehmen.

So gibt es dort alles, was wir brauchen: ein jüdisches Land, jüdische Menschen, eine jüdische Sprache. Alles, was ein Volk braucht, um Volk zu sein.“

*

Herr Weiß blieb nicht Heinz' einziger Freund. Er fand in der jüdischen Schule leichter Anschluß, als er es vorher gedacht hatte.

Da war Esriel Birnbaum, ein schwächlicher Junge mit großen dunklen Augen. Er trug fast immer ein Käppchen; denn er war sehr fromm. Heinz hatte so etwas wie Ehrfurcht vor ihm. Esriel war sehr still. Ruhiger als alle anderen Jungen der Klasse. Er spielte nicht mit ihnen auf dem Hof Bockspringen oder etwas Ähnliches. Er hatte, auch wenn Pause war, fast immer ein Buch bei sich, in dem er las. Esriel wußte sehr viel, besonders in jüdischen Dingen. Schon darum bewunderte ihn Heinz, der selbst noch nicht den Anschluß an das alles gefunden hatte.

Esriel und Heinz waren ganz verschiedene Naturen. Aber vielleicht war gerade das der Grund, aus dem sie schließlich Freunde wurden.

Eines Tages bereitete sich Heinz noch in der Pause vor der Chumisch-Stunde auf ein neues Kapitel vor. Da

kam er an einen Vers, bei dem ihm ein Wort fehlte, das für den Sinn des Ganzen wichtig war.

Da ging Heinz ganz einfach zu Esriel und fragte ihn danach. Aber da kam das Merkwürdige. Heinz hatte gedacht, Esriel würde ihm nun mit irgendeinem deutschen Wort antworten, so wie man das in anderen Sprachen immer macht. Aber Esriel fing an, Heinz einen richtigen kleinen Vortrag über das Wort zu halten. Er sprach von seinem Stamm, er leitete es ab, bildete Hilfsformen und neue Zeiten, zerlegte das Wort in einzelne Buchstaben, aus denen er Zahlenwerte bildete und rollte so ein Bild der sprachlichen und gedanklichen Zusammenhänge des Hebräischen vor Heinz auf. Und erst dann gab er ihm das deutsche Wort dafür. Diese Erklärung war so deutlich und klar gewesen, daß Heinz die Bedeutung des Wortes sicher nicht mehr vergessen würde. Er bewunderte Esriel immer mehr.

Wenn er nun eine Frage hatte, die für ihn besonders schwierig war, so wandte er sich an Esriel, der sie leicht, aber mit einer eingehenden Erklärung beantwortete. Es war stets das gleiche: Heinz fragte und Esriel antwortete.

Jetzt kam es auch öfter vor, daß die beiden in den Pausen gemeinsam über den Schulhof gingen, sie hatten auch einen Teil des Schulweges gemeinsam. So wurden sie langsam Freunde.

Einmal, als sie zusammen waren, sagte Esriel zu Heinz: „Warum ißt du eigentlich Schinken und andere trefe Sachen?“ Dabei wies er auf die Brotschnitte, die Heinz in der Hand hatte.

Heinz wußte keine Antwort darauf. Er hatte sich noch nie Gedanken darüber gemacht.

„Du bist doch Jude, nicht? Und es ist doch Pflicht

eines Juden, die Gebote und Vorschriften zu befolgen, die ihm auferlegt worden sind. Das macht ihn eben zum Juden. Also ist es auch deine Pflicht, daß du dich danach richtest. Denk mal darüber nach. Es ist schon richtig.“

Es waren nur wenige Worte, die Esiel in das Gespräch gestreut hatte, aber sie blieben haften.

Heinz fand, daß er recht hatte. Wäre er, Heinz, sonst Jude gewesen, wenn er nicht den jüdischen Geboten folgte? Und er wollte doch ein Jude sein. Als Herr Weiß neulich vom jüdischen Volk gesprochen hatte, hatte Heinz es mit verstärkter Deutlichkeit gespürt.

So bat er eines Tages, zur Verwunderung seiner Mutter, die es höchst überflüssig fand, man möge ihm keinen Schinken mehr mit in die Schule geben. Und auch sonst nichts Trefenes. Nur Eier, Obst und so weiter. Schließlich tat man ihm den Gefallen. Die Kinder machen es da alle so, dachte die Mutter, da muß er es eben mitmachen.

Esiel merkte diese Veränderung. Aber er war zu klug, um sich etwas anmerken zu lassen. Bei anderer Gelegenheit sagte er, auch nur so nebenbei: „Als ich am letzten Schabbes von Schul kam, habe ich dich in der Straßenbahn sitzen sehen. Warum gehst du denn am Schabbes nicht zur Synagoge. Oder, wenn du schon nicht hingehst, warum mußt du denn die Sünde tun und mit der Bahn fahren! Der Weg war doch sicher nicht weit, und du hättest ihn auch zu Fuß machen können.“

Heinz mußte zugeben, daß er sich nichts weiter dabei gedacht hatte. Er war immer schon am Sabbat mit der Bahn gefahren, hatte geschrieben, Waren gekauft, hatte Licht angeknipst und andere Dinge getan, die am Ruhetag verboten sind.

Da sagte Esriel ganz ruhig, und es schien, als sei er schon sehr viel älter als Heinz:

„Weißt du, Heinz. Ich würde mich sehr freuen, wenn du das bleiben ließest.“

Und Heinz bemühte sich darum. Wenn er sich auch vergeblich an die Mutter wandte und sie bat, nur koscheres Essen für ihn zu kochen, so begann er doch, regelmäßig am Sabbat in die Synagoge zu gehen. Hätte man ihm noch vor einem Jahr gesagt: Heinz, es wird nicht mehr lange dauern, dann gehst du regelmäßig in die Synagoge, so hätte er den Kopf geschüttelt und sich vielleicht an die Stirn getippt.

So begann Heinz, ein Jude zu werden. Denn, das wurde ihm immer deutlicher, bis jetzt war er keiner gewesen.

Ferien, Ferien!



Ferien sind etwas Herrliches! Darin sind sich alle Jungen einig. Man kann aufstehen, wann man will. Man braucht nicht, was man eigentlich auch gar nicht sollte, noch morgens ganz schnell die Mappe zu packen. Es gibt keine Schulglocke, die gerade zu läuten anfängt, wenn man hundert Meter vom Schulgebäude entfernt ist. Keine Lehrer! Keine Schulaufgaben! — Ferien! Ferien!

So dachte auch Heinz, als er schon nach der vierten Stunde das Schulhaus verließ.

Die letzten Monate hatten ihm in der neuen Schule viel neues gebracht. Er hatte neue Menschen kennengelernt, neue Gedanken und Anregungen erhalten. Er hatte sich bemüht, zu einem guten, aufrechten Juden zu werden, wie es ihm seine beiden Freunde, Herr Weiß und Esriel, gezeigt hatten.

Herr Weiß hatte ihm erzählt von dem Ringen um das Land der Väter, um jüdisches Volkstum, jüdische Kultur und jüdisches Nationalbewußtsein. Esriel wiederum hatte ihn den religiösen Vorschriften und Formen, den unverrückbaren Formen jüdischen Glaubens nahegebracht. So wuchs er, der all dem noch bis vor kurzem völlig fremd gegenübergestanden hatte, in einer neuen Welt auf.

Aber solche schwerwiegenden Gedanken kamen Heinz gar nicht, als er die ersten Stunden der Ferien verbrachte. Er hatte ganz anderes zu tun. Er war auf den Boden gegangen und hatte die Koffer heruntergeholt, die er damals von seinem Onkel, der in der Lederbranche war, zur Barmizwa bekommen hatte. Schöne Koffer waren das! Sie rochen direkt nach Ferien. — Dann kamen Stunden, in denen Heinz und seine Mutter nur mit Packen beschäftigt waren. Es sollte ins Riesengebirge gehen und die Mutter sorgte dafür, daß man auch alles mitnahm, was nur irgendwie dort gebraucht werden konnte.

Packen machte Heinz schon immer besondere Freude. Früher durfte er es nicht selbst tun. Da machte es die alte Therese. Jetzt aber, wo sie fort war und die Mutter alles selbst machen mußte, durfte Heinz seinen Koffer allein packen.

*

Von dem Zimmer, das Heinz in dem Hotel bekam, konnte man direkt auf den Wald sehen. Dahinter lagen die Berge. In den Raum drang der würzige Duft der Tannen. Wenn man Ferien hat, kann man sich vieles genau überlegen. Man hat ja Zeit genug. Und Heinz hatte viele Dinge, über die er nachdenken mußte. Schon am ersten Tag seiner Ferien ging Heinz allein fort. Es machte ihm Freude, in der Sonne spazieren zu gehen. Sonne ist schön. Wenn man die Augen schließt, fühlt man, wie das ganze Gesicht von der Sonne bestrahlt wird, Stirn, Augen, Wangen, Mund.

Heinz ging zum Walde hin. Dort war es schattig und kühl. Die Sonne malte Figuren auf den Weg, den Heinz entlangschritt. Es war eine Bank am Wege, aber Heinz mochte sich nicht auf die Bank setzen. Er hatte auch keine

Lust, länger auf dem Weg zu gehen, sondern lief links davon durch die Wiese und kletterte einen Abhang hinauf. Dort oben legte er sich ins Gras. Um ihn summte es. Käfer, Brummer und andere Insekten krochen und flogen herum. Wie er so dalag, den Kopf tief im Gras versteckt, schienen ihm alle Gräser, alle Blumen und Blüten unendlich groß.

Heinz konnte tief in den Himmel sehen, der über und über blau war, wie auf einer Ansichtskarte. Keine Wolke, kein weißer Streifen war darauf zu sehen.

Heinz kam sich mit einem Male furchtbar klein vor. Er dachte bei sich: wenn ich nicht mehr da bin, ist es auch nicht anders. Die Sonne scheint, der Himmel ist genau so blau. Es macht doch eigentlich gar nichts aus, ob ein Mensch oder ein Tier oder sonst ein Wesen mehr da ist oder nicht!

Warum aber sind dann so viele Lebewesen auf der Welt? Warum so viele Menschen? Und warum so viele Juden, viele Millionen? Man will sie doch gar nicht haben! So dachte Heinz.

Aber da fiel ihm ein, daß Esriel einmal gesagt hatte, jeder Jude, den Gott geschaffen hat, hat seine Aufgabe: er muß leben um der Lehre willen, um des Glaubens willen, um seiner Väter willen — um Gottes willen. Ja, das hatte Esriel gesagt. Aber er, Heinz, warum war er da? Lebte er um der Lehre willen? War er denn einer von denen, die sich bemühen, ihre Aufgabe als Juden voll zu erfüllen?

Wenn das, was ihm Esriel gesagt hatte, die einzige Aufgabe eines jüdischen Menschen war, dann war sein Leben, Heinz' Leben, ohne Sinn und ohne Zweck. Aber dann mußte er sich bemühen, ihm einen Sinn zu geben.

Heinz spürte: das war es, was ihm fehlte. Doch da gab es noch andere Aufgaben, an die er als jüdischer Junge herantreten mußte. Hatte nicht Herr Weiß mehr als einmal zu ihm gesagt, daß es seine Pflicht sei, mit vielen Tausenden jüdischer Jungen und Mädels zusammen Erez Israel aufzubauen! „Das ist deine jüdische Aufgabe“, hatte Herr Weiß gesagt. „Die Aufgabe, die jeder junge Jude heute zu erfüllen hat, — zumal jeder junge Jude in Deutschland!“ Ja, so war es. Zwei Dinge gab es für ihn, die sein Leben erfüllen mußten: Arbeit für die Lehre und Arbeit für das jüdische Volk.

*

Heinz wunderte sich, daß ihm diese Erkenntnis erst heute so ganz zum Bewußtsein gekommen war. Mit einem Male schien ihm das beides wie eine Selbstverständlichkeit, wie etwas, auf das er schon lange gewartet hatte. Warum hatte er das nicht schon eher erkannt? Früher, ja, da hatte es für ihn solche Fragen noch gar nicht gegeben. Was hatte er schon davon gewußt, daß er Jude war, und daß es für ihn eine jüdische Aufgabe zu erfüllen gab. Er hatte seine Schulaufgaben gemacht; er war überhaupt fleißig gewesen. „Nur wer fleißig ist, kann im Leben zu etwas kommen!“, hatte sein Vater oft mahnend gesagt. Heinz hatte sich das gemerkt, denn er wollte ein tüchtiger Mann werden. Auch der Vater war ja ein tüchtiger Mann.

Aber, war denn das alles, war denn das genug: Tüchtig sein und Geld verdienen! Er hatte von jüdischen Gelehrten gehört, die vor Hunderten von Jahren gelebt hatten. Sie waren Schuster, Schmiede oder andere Handwerker gewesen und hatten sich dadurch ihr Brot verdient. Aber sie hatten sich auch mit den heiligen Büchern

beschäftigt, hatten Erläuterungen und Erklärungen dazu geschrieben. Es waren große Männer gewesen. War es nicht ein höheres Ziel, statt nur tüchtig zu sein, der Lehre, dem Glauben zu dienen?

Es bedeutete für Heinz sehr viel, daß er diesen Gedanken faßte. Es hatte für ihn sonst nie etwas anderes gegeben, als den Grundsatz: ich will ordentlich etwas leisten, damit ich später viel Geld verdiene und ein großer Mann werde. Deshalb wollen wir uns ganz ernsthaft überlegen, wieso Heinz erst heute darauf kam, sich einmal darüber klar zu werden, was ihm, als jüdischem Jungen, eigentlich für Aufgaben gestellt sind. Gewiß, früher hatte er es, wenn man so sagen will, nicht nötig gehabt, darüber nachzudenken. Es gab für ihn keine Fragen, die zu lösen waren. Und wenn er einmal auf eine solche Frage stieß, so beschäftigte er sich nicht weiter damit, weil es ihm zu schwierig oder auch zu langweilig war, darüber nachzudenken. Dabei gab es eigentlich nicht einmal viele Dinge, die ihn daran hinderten, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er trieb verhältnismäßig wenig Sport, denn seine Eltern sahen es, wie wir wissen, nicht gern. Er hatte keine richtigen Freunde, mit denen er hätte Ausflüge machen oder ins Kino gehen können. Er war ja immer viel zu Hause gewesen und hätte Zeit genug gehabt, über sich und vieles andere nachzudenken.

Das empfand auch Heinz selbst. Nichts war ihm im Wege gewesen, zu sich selbst zu finden. Nichts hatte ihn eigentlich gehindert, sich über sein Judesein klar zu werden. Aber es hatte der Anstoß gefehlt. Es hatte ihm niemand gesagt: Heinz, sieh zu, daß du den Weg zu dir selbst findest. Nimm dich in acht, daß du nicht oberflächlich wirst, wie viele jüdische Jungen und Mädels es

sind, selbst, oder erst recht, wenn sie älter sind als du! — Nein, niemand hatte es ihm gesagt, niemand hatte ihn dazu veranlaßt, jüdische Bücher zu lesen, niemand hatte ihn gelehrt, in sich hineinzuhorchen, ob es nicht eine Stimme in seinem Innern gäbe, die ihn mahnte und zu sich selbst rief.

Aber, hätten nicht seine Eltern ihn dazu veranlassen sollen? Waren nicht sie es, die sonst für ihn gesorgt hatten? Doch der Vater hatte nie Zeit gehabt. Wer weiß, dachte Heinz bei sich, ob Vater wohl je Zeit für sich selbst gefunden hat! Und die Mutter? Nein, auch sie nicht. Auch sie hatte es versäumt, über diese Dinge zu ihm zu sprechen.

An all das dachte Heinz, als er an diesem schönen, sonnigen Mittag auf einer Wiese lag und in den Himmel sah, der, durchsichtig wie ein Edelstein, sich über ihm wölbte.

Heinz wußte nicht, wie lange er schon so dagelegen hatte. Plötzlich fiel ihm ein, daß es sicher höchste Zeit sei, wenn er noch rechtzeitig zum Mittagessen in die Pension kommen wollte.

Und sicher würde die Mutter ärgerlich sein, weil er sich so lange „herumgetrieben“ hatte . . .

Ein Regentag, ein Buch und eine Begegnung



Es ist scheußlich, wenn man Sommerferien hat und es ist Regenwetter. Dann sind die Tage langweilig, man kann keine richtigen Wanderungen unternehmen; denn es macht keinen Spaß, im Regenmantel spazierenzugehen. Und wenn von den Zweigen schwere Tropfen fallen, hat man an dem schönsten Wald keine Freude mehr.

So ging es auch Heinz, nachdem seine Mutter und er nun schon etwas über eine Woche in den Ferien waren. Der Regen flutete förmlich vom Himmel herab. Es war langweilig in der Pension. Heinz schlief jeden Morgen bis fast 11 Uhr.

Heute war wieder ein solcher Tag. Mißmutig ging Heinz hinunter ins Lesezimmer. Er hatte alle Zeitschriften, die herumlagen, schon längst gelesen, und die Bücher, die für die Gäste zur Verfügung standen, waren entweder dicke Wälzer, die sowieso keiner las oder sie interessierten Heinz nicht.

Scheinbar schliefen die anderen Pensionsgäste noch länger als Heinz. Denn im Lesezimmer war noch niemand.

Oder nein, es mußte doch schon jemand dagewesen sein. Auf dem Tisch lag ein Buch, das nicht zur Pensionsbibliothek gehörte. Heinz trat näher, klappte den Buchdeckel hoch und sah auf die Umschlagseite. Der Titel machte ihn aufmerksam, so daß er weiterblätterte. In der Tat, es war ein jüdisches Jugendbuch, daß er da vor sich hatte! Merkwürdig, wer mochte hier ein solches Buch lesen? Doch sicher nicht der alte Studienrat, der immer so furchtbar husten mußte. Oder gar Frau Neumeyer, die Heinz' Mutter zum Bridgespielen aufforderte! Sollte vielleicht Frau Bodischewsky . . .? Gerade wollte Heinz weiterblättern, um zu sehen, ob vielleicht irgendwo ein Exlibris eingeklebt war, da klappte hinter ihm die Tür und es kam jemand ins Zimmer. —

„Na, gefällt dir das Buch?“ Es war eine Mädchenstimme, die diese Frage aussprach.

Heinz fuhr herum.

„O Verzeihung! . . . Ich wußte nicht, daß . . . Ich kam nur herein und wollte . . . Sie müssen vielmals entschuldigen . . .“

Heinz war ganz verwirrt. Er wurde rot vor Verlegenheit.

Das Mädchel, das ihm gegenüberstand, lächelte. „Das ist doch nicht so schlimm. Ich habe doch nur gefragt, ob dir das Buch gefällt. Und außerdem kannst du ruhig ‚du‘ zu mir sagen. Du bist doch ein jüdischer Junge, nicht wahr?“

Heinz nickte, schon etwas beruhigt.

„Na also! Mir gefällt das Buch nämlich sehr gut. Ich nehme an, soweit du es gelesen hast, dir auch.“

„Hm“, Heinz hatte allmählich die Sprache wiedergefunden. „Aber ich habe nur gerade angefangen, etwas

drin zu blättern, als Sie . . ., als du hereinkamst . . .“ — —

„Du bist wohl schon lange hier? Was!“

„Schon etwas über eine Woche. Aber vorher war es viel schöner. Jetzt ist so ekliges Wetter.“

„Na, das gibt sich wieder. — Ich bin erst gestern abend angekommen. Heute früh bin ich schon spazieren gegangen. Ich fand es herrlich. Die reine Luft nach dem Regen. Und die Gegend ist so schön.“

„O ja“, jetzt konnte Heinz erzählen, „man kann hier fein klettern und in die Berge kraxeln. Besonders schön ist der Weg zur Rüdlibaude. Da kommt man an einem so herrlichen See vorbei, ich weiß nur den Namen nicht mehr. Darin spiegeln sich die Berge und die Bäume, die am Rand stehen. Ich habe ihn schon photographiert“, Heinz kramte in seiner Briefftasche herum, „aber die Photographie ist lange nicht so schön wie es in Wirklichkeit aussieht: alles dunkelgrün mit blau.“

„Weißt du, den Weg mußt du mir mal zeigen, wenn wieder schönes Wetter ist. Ich will hier überhaupt alles kennenlernen. Ich hab' mich schon lange drauf gefreut. — So, aber jetzt muß ich wieder raufgehen. Mein Vater wird sicher schon warten. Ich wollte ja eigentlich bloß das Buch holen. Auf Wiedersehen nachher!“

Und weg war sie.

Heinz war ganz verduzt. Dennoch fand er es nett, daß das Mädcl gleich „du“ zu ihm gesagt hatte, nur weil er ein jüdischer Junge war und sie ein jüdisches Mädchen.

Ob sie wohl auch in eine jüdische Schule ging? Es gibt ja auch jüdische M ä d c h e n schulen, meinte Heinz. Wie mochte sie wohl heißen, und woher kam sie? Das waren schon eine Menge Dinge, die Heinz sie alle noch fragen mußte, wenn sie das nächste Mal zusammen waren.



Wenn wir jetzt ein paar Tage in Heinz' Ferienzeit überspringen, so müssen wir doch noch einiges nachholen, damit wir wissen, wer das Mädchen war, dem er an dem Regentag, von dem ich eben schrieb, begegnet ist.

Ursula Silber war beinahe vierzehn Jahre alt, also etwa im gleichen Alter wie Heinz. Sie wohnte in einer rheinischen Stadt, kam aber auch oft in die Großstadt, in der Heinz zur Schule ging. Ursula besuchte keine jüdische Schule, denn bei ihnen gab es das noch nicht. Aber sie wußte sehr viel von jüdischen Dingen. Das hatte Heinz bald heraus. Sie war mit ihrem Vater in den Ferien; denn die Mutter hatte sie bei einem tragischen Unglücksfall verloren.

Ursula mußte sehr klug sein, sie hatte in der Schule eine Klasse übersprungen, so daß sie jetzt schon in der Untersekunda war. Heinz kam sich manchmal recht dumm neben ihr vor.

Nun hatten sie verabredet, am Nachmittag zusammen auf die Rüdlibaude zu gehen. Frau Behrend war, wie schon oft, von Frau Bodischewsky zum Bridge auf-

gefordert worden. Ursulas Vater hatte ein paar Geschäftsfreunde getroffen, mit denen er nach dem Mittagessen ins Kurhaus gehen wollte.

*

„Na, bin ich nicht pünktlich?“, lachte Ursula, als sie die letzten Stufen hinunter ins Lesezimmer sprang, wo Heinz schon wartete.

„Einfach großartig!“, meinte Heinz. „Da können wir ja gleich starten.“

Los ging es. Ursula hatte sich einen kleinen Bergstock mitgenommen, Heinz hatte seinen zu Hause gelassen; „das ist nur eine Belastung“, hatte er gesagt. Er wollte wohl auch so tun, als ob ihm ein solcher Weg überhaupt nichts ausmache.

Sicher sind schon viele von euch in den Bergen gewandert, hinauf und hinunter. Und ihr wißt, wie schön es ist, wenn man auf einer schmalen Brücke steht, die nur aus ein paar Latten zusammengesetzt ist, und auf einen brausenden Wasserfall blickt. Viel herrlicher, ja geradezu überwältigend aber ist es, wenn man einen ganz hohen Gipfel erklommen hat und von da aus niedersieht auf alle anderen Bergspitzen, auf das Land mit seinen Städten und Dörfern, die aus der Ferne ganz weit und winzig erscheinen. Und wenn man gar in einem Gebirge ist, auf dessen Gipfeln der Schnee liegt, und einmal sieht, wie die sinkende Sonne all die weiße Herrlichkeit in ein rötliches, blendend helles Licht taucht, dann hat man das Gefühl, etwas ganz Großes und Einmaliges zu sehen, das nur wenigen Menschen vergönnt ist.

Auch Ursula und Heinz hofften an diesem Nachmittag noch recht viel von der Schönheit der Berge zu sehen. Ihr

Weg, der sie an bunt bewachsenen Hängen und fast senkrecht abfallenden Schluchten vorbeiführte, war ganz in Sonnenschein getaucht.

Sie waren nun schon etwa eine Dreiviertelstunde gestiegen und rasteten an einem Felsvorsprung. Ihnen gegenüber erhoben sich zwei riesige Bergspitzen. Sie waren sicher noch viele Kilometer davon entfernt und doch schien es, als könnte man schon in wenigen Minuten dort sein. Die Abhänge der Berge, die gleichfalls hell in der Sonne leuchteten, hatten eine grüne Farbe. Aber dies Grün war ganz verschieden, vom hellen, durchsichtigen Grün jungen Birkenlaubes bis zum tiefdunklen der alten Nadelwälder und zum satten, leuchtenden der Äcker und Wiesen.

Es schien unseren beiden Freunden, als sei das alles ganz groß, als sei es die Welt, als gäbe es nichts sonst — nur Berge, Wiesen, Wälder, Blumen, Sonne und einen leuchtenden blauen Himmel.

Nach einer Weile, die sie schweigend nebeneinander hergegangen waren, meinte Ursula:

„Wenn man sieht, wie schön es ist, möchte man immer hier bleiben. Aber vielleicht ist es doch besser, wenn man nur selten dorthin kommt, wo es schön ist. Sonst würde man sich auch an das Schöne gewöhnen und gar nicht mehr wissen, daß es außergewöhnlich ist.“

„Damit hast du recht“, meinte Heinz. „Aber sicher kann man doch auch anderswo vieles finden, was schön ist. Nur für uns, für die Juden gibt es da nur wenig.“

„Wieso?“ Ursula schien ganz betroffen zu sein. „Wie kommst du darauf?“

„Nun, sieh dich einmal um in der Welt. Es ist nicht zum Freuen für uns Juden. Denk einmal an die

dreieinhalb Millionen Juden in Polen. Überlege dir, in welcher Notlage sie sind. Man verliert den Sinn, Schönes zu sehen, sich zu freuen, überhaupt einen fröhlichen Gedanken zu fassen.“

„Du, das verstehe ich nicht! Wenn du glaubst, daß etwas schön ist, sagen wir ein Bild oder auch, wie hier, eine herrliche Landschaft, so gibt es niemand und nichts, was dich daran hindern könnte, es schön zu finden.“

„So, glaubst du? Ich nicht! Die Welt ist so eng geworden für uns Juden. Es gibt so wenig Schönes, auf das wir ein Recht haben. Etwas anderes ist es mit Palästina. Das ist ein Land, das uns gehört. Wir haben ein verbrieftes Recht auf dieses Land. Dort sind Dinge, an denen wir uns freuen können, weil es ein Land ist, das ein Besitz des jüdischen Volkes ist. Ich brauche dir nicht zu erzählen, was Palästinaaufbau und Zionismus bedeuten. Von allem, was in Erez Israel vor sich geht, weißt du so gut wie ich. Und auch das weißt du: Wenn es für uns heute eine Zukunft gibt, so liegt sie in Palästina.“

„Was du sagst ist richtig. Es ist wahr, daß wir uns an dem Aufbau Palästinas freuen können. Aber ich verstehe nicht, daß wir nicht dennoch ein Recht haben, uns an all dem zu freuen, was es hier und dort an Schönem gibt. Wir sind nun einmal da, wo uns das Schicksal hingestellt hat. Mein Gefühl für Palästina ist genau so lebendig wie für alles andere, was wächst und groß ist. Ich mache da nicht viel Unterschied. Man soll doch nicht auf Dinge verzichten, auf die zu verzichten ein Verlust ist. Wenn wir hier stehen und ich der Meinung bin, daß das alles um uns herrlich und wunderbar ist, so kannst du nicht sagen: Nein! Das ist nicht für uns da, weil wir nur in einer Welt leben, die eng und grau ist und in deren Dunkel es

nur einen Lichtpunkt gibt: Palästina! Mein Empfinden sträubt sich dagegen, daß man so urteilt.“

„Aber das ist es ja gerade, was . . .“ Heinz suchte nach Worten, um das, was er sagen wollte, in ebenso klare Sätze zu bringen, wie Ursula es getan hatte, „. . . oder nein: das ist es ja gerade nicht, worauf es ankommt. Wir können hier nicht aus irgendeinem Empfinden urteilen. Wir müssen ganz einfach mit dem rechnen, was da ist. Verstehst du, was ich meine? Es ist etwa so, wie wenn man eine Rechnung lösen will und weiß nicht, womit. Man setzt einfach falsche Werte ein, Gefühlswerte etwa. Damit ist aber nichts zu machen. Eine solche Rechnung geht nicht auf.“

Ursula wandte sich um: „Gewiß, du hast recht. Die Rechnung ist falsch, eine Rechnung, bei der man nicht von den realen Tatsachen ausgeht. Aber das, wovon wir sprechen, läßt sich nicht durch eine Rechnung lösen. Hier geht es nun einmal nicht um Dinge, die man multiplizieren, addieren oder subtrahieren kann — hier geht es um Menschen, und da wird nie eine Rechnung aufzustellen sein. Alles das, was einen Menschen, sein Denken, Handeln, Streben und Empfinden, angeht, kann man einfach nicht in Zahlen einfangen. Irgend etwas wird immer fehlen, was ja der Mensch selbst nicht einmal weiß. Und es sind ja nur Menschen, die solche Rechnungen aufstellen, wie die, von der du sprichst.“

Heinz fühlte, daß daran etwas richtig sein müsse. Nur ganz verstand er es nicht. So sagte er:

„Ich finde, wir müssen gradeso denken, wie es die wirtschaftlichen Voraussetzungen erfordern. Denn so ist es für uns notwendig. Die neuen wirtschaftlichen Voraussetzungen zwingen uns in ein Land auszuwandern, in dem

wir ein Höchstmaß von völkerrechtlichen Möglichkeiten haben: Also gehen wir nach Palästina. Wir müssen umschichten — also tun wir's. Es hilft eben nichts, man muß sich schon an das halten, was da ist, sonst kommt man nicht vorwärts.“

Ursula richtete den Kopf hoch und sah Heinz in die Augen: „So, das ist also deine Ansicht! Hübsch finde ich sie gerade nicht. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen zwingen uns — also gehen wir nach Palästina, sagst du. Und dabei bildest du dir noch ein, eine jüdische Pflicht zu erfüllen. Wenn du dir auch nur einen Begriff machen könntest, was noch alles andere notwendig ist, um Palästina aufzubauen, als Menschen, die hinübergehen, weil sie glauben, dort besser verdienen zu können! ‚Wir müssen umschichten‘, sagst du, ‚also tun wir's!‘ Auch eine merkwürdige Anschauung! Ein Mensch ist doch kein Apparat, bei dem man nur auf einen Knopf zu drücken braucht, um ihn umzuschalten. Wenn, sagen wir, ein Philosophiestudent Bauschlosser werden will, so ist dazu eine ganz bestimmte geistige Umstellung notwendig, die wohl mindestens so wichtig ist, wie die äußere Umstellung. Jemand, der innerlich noch immer Philosophiestudent ist und gleichzeitig Schlosserarbeit verrichtet, wird nie etwas Rechtes leisten.“

Heinz sagte darauf nichts. Es schien, als hätten sie aneinander vorbeigeredet. Sie gingen weiter, um noch zur rechten Zeit bei der Rüdlibaude zu sein.

Denn da oben gab es die besten Erdbeeren mit Schlag-
sahne in der ganzen Gegend. Und die wollten sich Ursula und Heinz natürlich nicht entgehen lassen.



Ein Tag vor der Abreise

Ja, es war nun nicht mehr zu leugnen, morgen mußte Heinz unweigerlich Abschied nehmen von seinen Ferien. Keiner tut das gern, besonders dann nicht, wenn man so schöne Tage verlebt hat, wie Heinz.

Jetzt saß er auf der Veranda und dachte nach. Man kann wahrhaftig nicht sagen, daß er sich auf die Schule freute; es wäre ihm sicher sehr lieb gewesen, wenn die Ferien noch ein paar Wochen länger gedauert hätten. Ohne Zweifel war das beste an den vergangenen Wochen die Begegnung mit Ursula gewesen. Er hatte selten ein so kluges, vernünftiges Mädchen gesehen, das dabei doch ein guter Kamerad sein konnte. Sie war keine von denen, die sich schon etwas darauf einbilden, eine große Dame zu sein und Wert darauf legen, von aller Welt mit „gnädiges Fräulein“ angedredet zu werden. Heinz konnte solche eingebildeten Gänse nicht leiden. Unter seinen Kusinen waren solche Geschöpfe, die sich stets nach der neusten Mode anzogen und immer schon die letzten Filme gesehen hatten.

Ursula war anders. Sie tat sich auch nicht groß mit dem, was sie wußte. Das war ihr so selbstverständlich,

daß sie nicht darüber sprach. Sie war auch keineswegs einseitig, spielte zu Hause in einem jüdischen Sportklub in der Handballmannschaft und trainierte eifrig auf das Sportabzeichen. Heinz konnte sie gut leiden.

Freilich, eines konnte er nicht an ihr verstehen. Das war ihre Anschauung in den Dingen, von denen sie auf ihrem Spaziergang zur Rüdlibaude gesprochen hatten. Heinz ging, wie viele Jungen, an alles, was er tat, ganz nüchtern heran. Sei es, daß er sich nun überlegte, ob sein Taschengeld noch zum Bau eines Kurzwellenempfängers reichte, oder ob er darüber nachdachte, was später einmal aus ihm werden sollte. Das blieb sich im Grunde gleich. Immer versuchte er, alles möglichst genau abzuwägen, um dann auf einen klaren, nüchternen, logischen Schluß zu kommen.

Ursula war darin ganz anders. Sie überlegte nicht lange, erwog nicht die verschiedenen Möglichkeiten, sondern handelte einfach nach einer inneren Stimme, die ihre Handlungsweise vorschrieb.

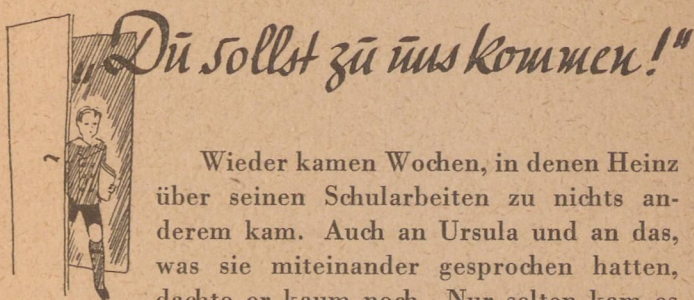
So war es auch bei der Frage, die sie beide, Heinz und Ursula, immer wieder beschäftigte. Heinz sah in der Tatsache, daß für die Juden in Deutschland nur noch geringe Möglichkeiten bestanden, die nüchterne Notwendigkeit, auszuwandern. Und zwar je eher, je besser. Ursula jedoch betonte immer wieder, daß sie, obgleich sie alle Einschränkungen und Begrenzungen genau kenne, nicht einfach fortkönnne.

All das, was sie beide auf ihren Wanderungen in die Berge, bei ihren Ausflügen in benachbarte Ortschaften sahen, Wald, Wiesen, Blumen, Himmel und Menschen, all das war für Ursula mehr als nur etwas, das man mit den Augen aufnimmt. Sie sagte, sie e r l e b e alle Schön-

heiten des Landes. Heinz aber konnte nur ahnen, was sie damit meinte.

Irgendwo freilich konnte auch er nicht anders, als nur nach seiner Empfindung leben. Das war der Glaube. Es war Heinz wie vielen und wohl den meisten Jungen gegangen, daß er am Glauben zweifelte. Auch jetzt war er noch nicht frei von diesem Zweifel. Er hatte in den Chemie- und Physikstunden, in astronomischen und in Büchern anderer Zweige der Wissenschaft vieles gelesen, was ihm Erklärung für Dinge gab, die er vordem nur in der Religion hatte unterbringen können. Und doch gab es immer noch unendlich viel, für das er keine Erklärung gefunden hatte, für das es keine Lösung selbst für den klügsten Menschen gibt. Da blieb auch Heinz nichts anderes übrig, als sich dem Glauben hinzugeben, daß all das, was das Wissen und Streben der Menschen nicht klären kann, von dem Schöpfer der Welt, dem Einzigewigen gelenkt wird.

Wenn Heinz sich einmal überlegte, wie er — eigentlich ohne es zu wollen — immer näher und näher zum Glauben gekommen war, so mußte er seine Gedanken ein gutes Stück zurückschweifen lassen. Nicht, daß es eine lange Zeit war, die zwischen seiner ersten bewußten Begegnung mit dem Glauben und diesen Tagen lag. Vielmehr war der innere Weg, den er gegangen war, so lang gewesen.



Wieder kamen Wochen, in denen Heinz über seinen Schularbeiten zu nichts anderem kam. Auch an Ursula und an das, was sie miteinander gesprochen hatten, dachte er kaum noch. Nur selten kam es vor, wenn Studienrat Griesig die Deutsch-Stunde durch seine Grammatik-Büffelei recht langweilig machte, daß Heinz sehnsüchtig an seine Ferientage zurückdachte.

Mit Esriel war er noch immer befreundet. Die Nachhilfestunden bei Herrn Weiß hatte er aufgeben können. Bald danach hatte Herr Weiß auch sein Zertifikat bekommen und war nach Palästina gefahren. Es hatte Heinz aufrichtig leid getan, daß er fortging. Aber er hatte sich doch auch mit Herrn Weiß zusammen gefreut, der nun endlich am Ziel seiner Wünsche war. Der Vater und die Mutter waren jetzt fast immer vom Morgen bis zum Abend beschäftigt und sorgten sich viel um die Zukunft. Für Heinz hatten sie kaum Zeit.

An einem Abend, die Eltern waren noch im Büro, saß Heinz auf seinem Zimmer und arbeitete. Als es plötzlich klingelte, legte er den Zirkel aus der Hand und ging zur

Tür. Draußen stand ein Junge, vielleicht zwei Jahre älter als Heinz.

„Guten Abend!“ sagte er. „Bist du Heinz Behrend?“

„Ja, das bin ich.“

„Ich heiße Fred Ascher. Ich komme vom Bund —“

„Aber wolln — willst du nicht reinkommen?“ Heinz machte eine einladende Handbewegung.

„Danke schön.“ Fred Ascher putzte sich sorgfältig die Stiefel an der Matte ab und trat ein.

„Bitte, setz dich!“

„Ja, also: Du wirst dich vielleicht wundern, daß ich dich so überfalle, wo ich dich gar nicht kenne. Ich hab' nämlich deine Adresse von Ursula Silber bekommen. Die hat mir geschrieben, ich soll mich doch mal um einen Heinz Behrend bekümmern. Du sollst zu uns kommen!

Ich finde, besser als wenn ich dir jetzt viel von Ideologien und so Geschichtenkram erzählen würde, ist, du kommst am nächsten Mittwoch mal ins Heim und besuchst unsere Gruppe. Dann kannst du dir ein Bild machen und mir dann sagen, ob es dir gefällt. Am nächsten Sonntag machen wir auch mit ein paar Jungen eine kleine Fahrt.“

Heinz sagte zu, am nächsten Heimmittwoch pünktlich da zu sein. Er wunderte sich eigentlich über sich selbst. Denn der Bund, in dem Fred und Ursula waren, war doch kein zionistischer Bund. Und er, Heinz, wollte doch nach Palästina.

*

So ein Heimabend war für Heinz etwas ganz Neues: schon der ganze Betrieb im Heim. Das Kommen und Gehen, die Begrüßungen, die Lieder, die aus den verschiedenen Zimmern klangen, alles hatte für ihn den An-

strich des Besonderen. Schließlich traf er auf Fred, der ihn in eines der Zimmer führte, wo sich allmählich die ganze Gruppe, deren Leiter er war, versammelte.

Als sie zu singen begannen, hatte Heinz Gelegenheit, sich der Reihe nach alle anzusehen. Es stimmte schon, was Fred gesagt hatte: es waren lauter Jungen wie er. Alle ungefähr in seinem Alter, alle etwa aus denselben häuslichen Verhältnissen.

Es war Heinz ein bißchen unangenehm, daß er die meisten Lieder nicht kannte, die hier gesungen wurden. Er bewegte zwar, so gut es ging, die Lippen mit; aber das ist immer ein etwas unsicheres Gefühl. Doch er merkte sich schnell Text und Melodie, so daß er, wenn ein Lied mehrere Male gesungen wurde, bald mitsingen konnte. Es wurden hebräische und deutsche Lieder gesungen. Fred begleitete auf einer Klampfe. Als sie mit dem Singen fertig waren, erzählte Fred von der Fahrt, die sie am nächsten Sonntag mit der Gruppe machen wollten. Um 8 Uhr wollten sie sich am Hauptbahnhof treffen und jeder sollte 60 Pfennig mitbringen. Fred meinte, es sei sicher am besten, wenn Heinz gleich mitkommen würde. Heinz sagte zu. Vielleicht war es ganz nett, mal so einen Ausflug mitzumachen. Die Ausflüge mit der Schule waren so selten, obwohl sie eigentlich monatlich stattfinden sollten. Aber irgend etwas kam immer dazwischen. Die Eltern hatten keine Zeit zu solchen Ausflügen, und allein macht so etwas keinen Spaß.

Als sie alles fertig besprochen hatten, erzählte ein Junge, der auch in eine jüdische Schule zu gehen schien, der Lehrer habe ganz furchtbar auf die Bünde geschimpft. Die Jungen würden nur davon abgehalten, ihre Aufgaben zu machen.

Und der Lehrer hatte erzählt, daß eine Mutter kürzlich vollkommen ratlos zu ihm gekommen sei. Ihr Junge, der früher ein ganz verträglicher, braver, gehorsamer Sohn gewesen sei, habe sich, seit er in einen Bund gekommen war, gänzlich verändert. Wenn er Heimabend hat, so läßt er alles stehen und liegen, holt sein Rad aus dem Keller und fährt ins Jugendheim. Wenn aber sie, die Mutter, ihn deswegen zurechtweise, so werde er geradezu unverschämt frech — es sei überhaupt nicht mit ihm fertigzuwerden.

Dies hatte die Mutter ihm beinahe weinend erzählt, habe der Lehrer zur Klasse gesagt. Und daran seien nur die Bünde schuld, die in geradezu unverantwortlicher Weise die Kinder zu sich heranzögen, sie verhetzten und mit den jungen Menschen ein frevelhaftes Spiel trieben. Er hatte sich dermaßen ereifert, daß keiner aus der Klasse es gewagt habe, ihm etwas zu erwidern. Und der Junge, der der Gruppe den Vorfall erzählte, fügte hinzu, daß der Lehrer ein völliger Idiot in seinen Augen sei, daß er solch ein Blech von wegen „unverantwortlich“ und „frevelhaft“ zusammenquasseln könne. Aber er sei so erregt gewesen, daß man ihm in ruhiger Weise überhaupt nicht habe beikommen können. Dann fragte der Junge, was die andern dazu meinten, und was sie an seiner Stelle getan hätten.

„Gut“, erklärte Fred dazu, „wir wollen jetzt mal alle eine Minute lang still sein und dabei überlegen, was wir in diesem Fall für das Richtige halten. Dann soll jeder seine Meinung sagen.“

Als die Zeit um war, sagte einer nach dem andern, was er von der ganzen Sache hielt.

„Mit solchen dusseligen Paukern kann man einfach

gar nichts machen“, meinte einer, „die sind viel zu verbohrt, als daß man ihnen mit Vernunftgründen beikommen könnte.“

„Das will ich nicht sagen!“, behauptete ein anderer Junge. „Wenn Erwin aufgestanden wäre und hätte gesagt: ‚Herr Soundso, wie der Lehrer nun gerade heißt, Sie irren sich aber mächtig. Was Sie von den Bünden wissen, ist genau das Verkehrte. Im Gegenteil, die Bünde sorgen dafür, daß wir uns auf uns selbst besinnen, daß wir unter Kameraden sind, so daß wir den in dieser Zeit so besonders notwendigen Gemeinschaftsgeist empfangen‘ — das hätte der Lehrer vielleicht verstanden.“

„So, meinst du“, der Junge, der zuerst gesprochen hatte, sprang hoch. „Hast du eine Ahnung! Der hätte sich nicht geniert und hätte mich ins Klassenbuch geschrieben: ‚Erwin Fischer benimmt sich ungebührlich!‘ Das hätte ich davon gehabt. Nichts anderes!“

Darauf wußte erstmal keiner etwas zu sagen.

Bis endlich ein ganz kleiner Junge, der so zart aussah, als könne man ihn umblasen, meinte:

„Sag mal, Erwin, was ist denn euer Pauker sonst für'n Mensch?“

„Och, nicht ohne. Wir haben Geschichte, Deutsch und Erdkunde bei ihm. Im Unterricht ist er ganz gut. Und wir lernen sicher viel. Nur manchmal hat er so kleine Anfälle . . .“

„Weißt du, ob er mal in einem Bund gewesen ist. Oder ist es schon ein Älterer?“

„Nä, so in der Mitte. Verstehst du? In einem Bund ist er aber, glaube ich, nie gewesen.“

„Da haben wir's! Er kennt also die Bünde nur von den Eltern her, die ihm ihr Leid klagen. Die andern

Eltern erzählen ja nichts von den Bündeln. Meine alten Herrschaften zum Beispiel . . .“

„Stop!“ unterbrach ihn Fred, „du weißt, wir haben abgemacht, daß wir nicht ‚alte Herrschaften‘ sagen. Halt dich dran!“

„Ach so, ja. Meine Eltern, also, sind mit dem Bund sehr zufrieden. Sie lassen mich gehen, wann ich will. Wir haben so ’ne Art stillschweigendes Abkommen getroffen. Allerdings liegt der Fall nicht so, wie bei dem Jungen, von dem die Mutter da dem Lehrer von Erwin erzählt hat. Bis jetzt habe ich meine Arbeiten immer prompt erledigt. Nicht aus Streberei. Aber ich wollte eben vermeiden, daß meine Mutter oder mein Vater mir vielleicht vorwerfen, daß ich über den Bund die Arbeit vernachlässige.“

Jetzt nahm auch Fred wieder das Wort: „Eins möchte ich wissen, Erwin: Was ist das für ein Junge, von dem die Mutter da so Haarsträubendes erzählt hat? Und in welchem Bund ist er? Vielleicht sogar bei uns?“

„Tja“, antwortete Erwin, „das weiß ich nun leider nicht. Aber, was meint ihr, soll ich mal den Lehrer fragen? Vielleicht nimmt er ’s mir übel, vielleicht auch nicht. Versuchen kann ich’s ja mal!“

„Das ist eine Idee!“ meinte Fred. „Ich glaube, das kannst du mal versuchen. Und erzähle uns dann, was du von ihm weißt. Ich glaube, wir können die Geschichte noch ins reine bringen. Was meint ihr?“

Alle waren gleicher Ansicht. Erwin sollte sein Heil versuchen.



Mit neuen Freunden

Heinz hielt, was er versprochen hatte. Am Sonntag traf er sich mit seinen neuen Freunden aus dem Bund am Bahnhof.

Es war gut, daß Fred ihm vorher ein paar Tips gegeben hatte, sonst hätte er sich gar zu sehr von den anderen unterschieden.

„Heinz“, hatte Fred gesagt, „daß du mir um Gottes willen nicht etwa mit einem Regenmantel und einer Aktentasche auf Fahrt kommst! Du mußt dir darüber klar sein, daß wir keinen Sonntagsnachmittagsausgehspaziergang machen. Wir machen eine Fahrt. Das ist ein gewaltiger Unterschied! Verstehst du?“

Heinz nickte. Zwar, so ganz verstand er noch nicht, aber er glaubte, sich ungefähr denken zu können, was gemeint war.

„Und“, fuhr Fred fort, „komm nicht in Knickerbockers, sondern, wenn du irgend kannst, in kurzen Hosen. Auf Fahrt tragen wir alle welche.“

*

So war Heinz denn gekommen und unterschied sich gar nicht so sehr von seinen neuen Freunden, die ihn ja schon vom letzten Heimabend her kannten und freudig

begrüßten. Es freute ihn, daß sie ihn schon als zugehörig betrachteten.

Sie bezahlten alle an Fred ihre sechzig Pfennig und fuhren dann mit der Stadtbahn hinaus. Sie waren nicht viele, nur sechs Jungen, aber das war gerade schön. So konnte sie Heinz auch nach und nach alle kennenlernen.

Fred machte Heinz allmählich mit allen bekannt: „Siehst du, Heinz, das hier ist Teddy. Seinen richtigen Namen vergißt du doch gleich wieder. Wir haben ihn so genannt, weil er so eine Brummstimme hat und ein bißchen tolpatschig ist. Und wenn man ihn reizt, wird er bissig.“

Teddy reicht Heinz seine Tatze und schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Und das hier, das ist auch ein Tier. Hase heißt er. Das ist aber nur die Abkürzung von Hans Seligmann. Wenn er auch keinen Kohl frißt, so macht er doch manchmal welchen. Und nicht zu knapp! Was, Hase?“

„Und hier, das ist Pummel“, dabei wies Fred auf einen kleinen, gutmütig dreinschauenden Knaben mit Apfelbacken und der dazugehörigen Statur. „Kommentar ist wohl überflüssig. Außerdem unser bester Völkerballmann.“

„Das ist Erwin. Der hat uns am letzten Heimabend von seinem Lehrer erzählt und soll uns nachher noch berichten, was er alles herausbekommen hat.“

„Dann, den kennst du auch schon, das ist unser ‚Herr Doktor‘. Nicht nur, weil er so gelehrt aussieht, mit seiner Brille. Er ist auch ein Schlaukopf. Den kannst du fragen, was Ataxerxes in seiner Jugend für'n Sport betrieben hat und nach welchem System die Phönizier ihre Schiffe

gebaut haben, er kann dir sowas immer sagen. Ein ganz schlaues Luder.“

„Und hier, das ist Uli, seine Spezialität ist das Kochen. Ich glaube, er sitzt den ganzen Tag bei seiner Mutter in der Küche und lüchelt ihr die Rezepte ab.“

Auch ihm reichte Heinz die Hand; denn mit Leuten, die sich aufs Kochen verstehen, soll man sich immer gut stellen.

Nun hatte er das halbe Dutzend neuer Freunde erst einmal oberflächlich kennengelernt. Das genügte einstweilen. Sie erzählten noch von dem und jenem, von Leuten aus dem Bund, von früheren Fahrten. So verging die Zeit und bald waren sie angelangt.

„Raus!“, rief Fred und jagte die Bande aus dem Abteil.

Runter ging's, an die Sperre, und dann machten sie sich auf den Weg. Erst marschierten sie durch einen Ort, der aus lauter kleinen, einstöckigen Backsteinhäusern bestand und aussah, als hätte man ihn eben aus der Spielzeugkiste gepackt. Die Leute schienen hier noch alle zu schlafen; die Straßen waren menschenleer.

Immer weiter marschierten sie. Aus dem Städtchen hinaus, an einer Wiese vorbei, auf der Kühe weideten. Ein Hund, der hinter einem Zaun hin und herlief, bellte ihnen aufgeregt entgegen.

Es war ein schöner Morgen. Noch war ja die Sonne nicht hochgestiegen, so daß ihre Strahlen die wandernden Jungen nicht mit voller Kraft treffen konnten.

Ringsum war es nun still. Nur die Schritte klangen durch den Morgen. Vor ihnen tauchte ein Wald auf. Die rote Sonne kroch über seinen Bäumen empor und

blendete die wandernden Jungen, die geradeswegs auf sie losmarschierten.

Heinz ging neben Doktor. Sie sagten nichts, sondern lauschten nur dem Gleichklang ihrer Schritte. Immer weiter und weiter . . .

„Sag mal, du, wie kommst du eigentlich zu uns?“ fragte Doktor.

Heinz erzählte ihm, daß Fred eines Abends gekommen sei, weil er von Ursula einen Brief erhalten hatte, daß er sich um einen gewissen Heinz Behrend ein bißchen bemühen solle.

„Du warst noch in keinem Bund?“

„Nein!“

„Und, du hast uns ja schon ein wenig kennengelernt, wie gefällt es dir bei uns?“

„Weißt du, Doktor“, Heinz war die Frage nicht sehr angenehm, „bis jetzt sehr gut. Nur, ich habe eben noch keinen richtigen Eindruck.“

„Kann schon stimmen. Aber, daß du mich richtig verstehst, das meine ich nicht. Sondern, ich weiß nicht, wie ich dir das ganz klar machen soll, weil es mehr eine Gefühlssache ist. Spürst du vielleicht, daß du irgendwie zu uns gehören muß? Daß — sagen wir, daß wir so sind wie du?“

„Ach so!“ Heinz dachte nach. Langsam begriff er, was Doktor wohl meinen könnte. „Doch“, sagte er schließlich, „das kann schon sein: Daß ich so bin wie ihr. Nur, man überlegt sich das ja eigentlich nicht. Sondern, wie du schon sagtest, man fühlt das irgendwie.“

„Stimmt. Es kommt einem nicht immer zum Bewußtsein. Aber, was hast du zum Beispiel gedacht, als du von unserem letzten Heimabend nach Hause gingst? Wenn

du, was ich hoffe, überhaupt etwas gedacht hast.“ Dabei sah Doktor Heinz spöttisch von der Seite an.

„Doch. Du brauchst gar nicht so zu gucken. Gedacht hab ich schon was. Ungefähr so: Das ist nett bei denen. Da möchte ich schon wieder hin!“

„Na also. Mehr will ich ja gar nicht wissen! Hauptsache, daß . . .“

Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her, während sich der Trupp langsam dem Wäldchen näherte.

Plötzlich kam Heinz ein Gedanke:

„Wie bist denn du in den Bund gekommen?“

Doktor dachte einen Augenblick nach. Dann meinte er: „Ich habe immer schon viel gelesen. Früher ein bißchen durcheinander. Da habe ich auch Bücher und Schriften des Bundes in die Hände bekommen und mir gedacht: ‚Donnerwetter, das ist vernünftig, was da steht!‘ Und so bin ich dann hierhergekommen.“

„Das ist ja wohl das Ideal, was? Kommen viele so in den Bund?“

„Nein, die wenigsten. Entweder sind ihre Freunde oder Freundinnen drin und sie kommen zur Gesellschaft mit. Oder auch, die Eltern bringen sie hinein. Das ist aber schon seltener.“

„Ja, nun und — was macht ihr nun eigentlich? Ich kann mir das, ehrlich gesagt, noch nicht so vorstellen. Ihr singt. Das habe ich gehört. Ihr sprecht miteinander. Das habe ich auch gesehen. Ihr geht auf Fahrt. Gut! Was noch?“

„Hm!“, Doktor sah ihn wieder etwas von der Seite an, „die Hauptsache hast du leider vergessen. Wir sind zusammen. Was das heißt — ich weiß nicht, ob du das

schon jetzt beurteilen kannst, wo du so kurze Zeit bei uns bist. Es gibt da ein Beispiel, das ganz einfach die Sache klar macht. Wenn du einen Stab in der Hand hast, so kannst du ihn ohne weiteres zerbrechen. Es ist eine Kleinigkeit. Hast du aber ein Bündel Stäbe, so kannst du deine Kräfte noch so sehr anspannen, du wirst es nicht zerbrechen. Oder doch nur sehr schwer. Nun, dieses Beispiel kann man auch auf einen Bund anwenden. Hier sind es Menschen, die man aneinandergebunden hat. Nicht mit einer Strippe, sondern mit einem anderen Band, mit dem der menschlichen und ideellen Gemeinschaft. Entschuldige, bitte, wenn ich jetzt ein bißchen große Töne rede, aber das läßt sich alles so schwer anders sagen. Und diese Menschen, die so im Bund gebunden sind, sind gegen alles, was sie trifft, viel stärker gewappnet, als ein einzelner. Und jeder, der neu hinzukommt, stärkt durch seine Kraft die Gemeinschaft.“

„Ja“, sagte Heinz. Und nach einer Weile wiederholte er: „Ja —, das verstehe ich! So ist das also!“

Jetzt waren sie am Rande des Wäldchens angekommen. Sie wollten hindurchgehen, um auf der anderen Seite zu rasten. Die Tannen standen eng zusammen. Auch das Unterholz war sehr dicht. Es machte Spaß, sich hindurchzuarbeiten. Die Tannennadeln schlugen den Jungen um die Ohren und stachen ihnen ins Gesicht, als sie durch die Bäume krochen. Fred ging voraus. Als „Leitelefant, der den andern den Weg durch den Urwald bahnt“, sagte Pummel!

Immer weiter stampfte die „Herde“ durch das Gestrüpp. Schon wurde es vor ihnen lichter. Das Wäldchen war zu Ende. Sie waren angelangt.

„Hier laßt uns Hütten bauen . . .“, zitierte Hase mit großartiger schauspielerischer Geste.

„Nee, lieber nicht!“, brummte Teddy, „sonst kommt uns die Revierpolizei auf den Kopf!“

„Achtung!“, kommandierte Fred, „Anfassen, Kreis bilden, setzen!“

Schrumm, schrumm ging es, und alle saßen im Kreis zusammen! „Stullenpakete ausgepackt!“

Heinz war schon gerade dabei, tüchtig reinzuhauen, als ihm Doktor, der neben ihm saß, einen Rippenstoß gab und sagte:

„Warten! Wir fangen zusammen an zu sessen!“

Dann sagten sie gemeinsam den geistvollen Essensspruch:

„Alle Menschen sollen leben,
Die uns was zu essen geben.
Alle Menschen sollen sterben,
Die uns unsern Fraß verderben.
Alle Menschen wer'n verhau'n,
Die uns was vom Essen klau'n!!“

Dann folgten die glorreichen Worte: „Haut rin!“ und allgemeines Geschmause begann.

„Weiße“, brummte Teddy mit vollen Backen, „weiße . . .“

„Natürlich weiß ich“, meinte Fred, „daß man nicht mit vollem Mund spricht!“

„Mein ich gar nicht“, protestierte Teddy. „Aber der Essensspruch fällt mir auf die Nerven. Die Zionisten sagen immer „Be teawon!“, das heißt: Mit Appetit! Das hat eigentlich mehr Sinn.“

„Hat es auch“, bestätigte Pummel. „Aber unser Essensspruch ist noch Gold gegen verschiedene andere.“

Als ich mal mit einer Berliner Gruppe auf Fahrt war, haben die eine merkwürdige Sitte an den Tag gelegt. Da kommandierte einer: Stulle auspacken! Stulle in die linke Hand nehmen! Stulle angucken! Stulle schön finden! Stulle sehr schön finden! Stulle wieder wegpacken! Stulle wieder rausnehmen! Stulle wieder angucken und seehr schön finden! Nachgucken was für Belag drauf ist! Kleines Stück von Stulle abbeißen! Kleines Stück von Stulle prima, prima finden! Und dann endlich: Offizieller Beginn der Fresserei! Es gibt aber noch verschiedene Abarten dieser Sitte, die einen zum Appetit reizen sollen.“

„Na, und bei den Hamburgern“, ließ sich Hase vernehmen, „sagen sie und singen sie: ‚Wir haben Hunga, Hunga, Hunga, haben Hunga, Hunga, Hunga, haben Hunga, Hunga, Hunga, haben Durst! Butterstullen, Scho—ko—lade—, o, ihr Würstchen mit Kar—tof—fel—sa—la—had!‘ — Das ist fast ebenso großartig.“

„Wenn frohe Reden es begleiten, dann geht das Essen munter fort“, ließ sich Erwin vernehmen, der gerade nach der sechsten Schnitte langte, um sie in Gemütsruhe zu verzehren. „Wenn ihr lange weiterquatscht, kommt ihr nicht zum Essen und wir spielen nachher in der Mittagshitze Völkerball!“

Allgemeines Geknurr war die Folge. Man sah ein, daß er recht hatte, und daß man sich nur den Appetit verdarb, wenn man noch weiter an den Essenssprüchen herum-mäkelte.

So wurde also schweigend weitergegessen, so leise wie es eben sein kann, wenn sechs hungrige Jungen ihre Stullen verzehren.

Als alle satt waren, hieß es allgemein: Viertelstunde Ruhepause! Fred ließ sich erweichen und gab seine Zustimmung. Aber noch bevor die Zeit ganz um war, betätigten sich einige eifrig damit, die Umgegend nach praktischen Kletterbäumen zu untersuchen.

Fachkundig stellten sie fest, daß man sich hier geradezu in einem Dorado von ausgesucht schönen Kletterbäumen befand. Nadelbäume sind immer gut dafür, weil da die Äste meist schon ziemlich weit unten sitzen, so daß man gut hinaufkommen kann. Sogleich begannen sie mit affenartiger Geschwindigkeit die Tannen zu besteigen, unter der Devise: Wer am höchsten kommt, darf als erster Süko essen. (Falls jemand nicht wissen sollte, was das ist, wird er es gleich erfahren!)

Nur Doktor blieb noch unten stehen, sah, wie sich die Bande in den Bäumen hin und her bewegte, grunzte zufrieden etwas wie: „Der olle Darwin würde seine Freude haben“, und machte sich dann über ein Paket her, das in der Mitte des Lagerplatzes lag.

Hier sei für die Unwissenden bemerkt, daß „Süko“ eine Abkürzung für „Süßkost“ ist, und daß man darunter ein Gemisch aller mitgebrachten Süßigkeiten versteht, die zusammengetan und dann gemeinsam verzehrt werden. Auch Obst wird dazu gerechnet.

Über dieses Paket „Süko“ also machte sich Doktor her und probierte erst einmal die verschiedenen Bonbon- und Schokoladearten durch, die da vertreten waren.

Plötzlich aber gellte von einem der Kletterbäume der Schreckensschrei: „Doktor klaut Süko! Auf ihn mit Gebrüll!“

Im Nu wurde es in den Bäumen lebendig und mit unheimlicher Geschwindigkeit sauste die ganze Bande

herunter, geadeso wie im Zoo im Affenhaus, wenn der Wärter mit dem Futter kommt.

Ritsch, ratsch war Doktor von der empörten Menge überwältigt, das Sükopaket wurde ihm entrissen und er selbst, unter der Parole: An den Marterpfahl!, zu einem Baum geschleift. Mit ein paar Gürteln wurde er daran festgebunden, wobei man sorgfältig darauf achtete, daß er geadeswegs auf den Lagerplatz sehen konnte. Dann setzte sich die Bande im Halbkreis vor ihm nieder und begann das Sükopaket den Weg aller Schokolade zu führen. Wobei keiner versäumte, jeden Bissen beglückt Doktor entgegenzuhalten, um ihn auf die besondere Güte gerade die ser Apfelsinenscheibe, gerade die ses Schokoladepätzchens hinzuweisen.

Nachdem er solchermaßen am Marterpfahl geschmachtet hatte, band man ihn wieder los, weil man sonst beim Völkerball keine gerade Zahl gehabt hätte.

Weiterhin verlief der Tag so harmonisch wie er begonnen hatte. Es wurde Völkerball gespielt, gesungen, sich herumgekloppt, in der Sonne gebraten und alle klugen Gespräche peinlichst vermieden.

Zu erwähnen ist lediglich, daß Erwin schließlich davon berichten mußte, was er über den Jungen herausbekommen, von dem der Lehrer so Furchtbares erzählt hatte.

„Es ist eine dumme Geschichte“, sagte er. „Der Kerl ist tatsächlich in unserm Bund. Er heißt Helmuth Levi und ist in Erich Baumgart's Gruppe. Am besten ist wohl nun, wenn Fred mal mit Erich redet, was man mit ihm anfangen soll; denn so ganz ohne Grund scheint mir die Mutter doch nicht zu dem Lehrer gelaufen zu sein.“

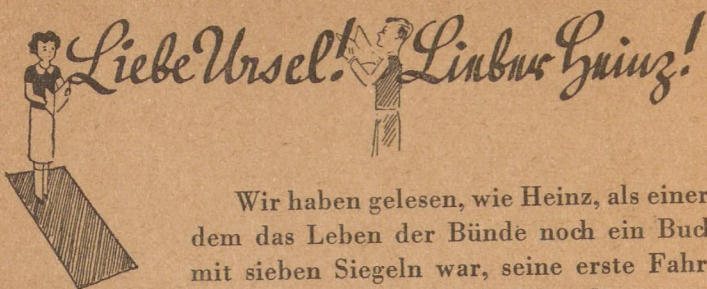
„Hm!, werde ich machen“, meinte Fred. „Mal sehen, wie wir die Sache hinkriegen.“ — —

Weil der Fall, von dem wir hier erzählen, für den Fortgang unserer Geschichte nicht wichtig ist, können wir gleich berichten, wie es mit Helmuth Levi weiterging. Fred Ascher und Erich Baumgart kamen schließlich darin überein, daß man einmal mit der Mutter sprechen mußte.

Es dauerte lange, ehe Fred und Erich die Mutter überzeugen konnten, daß wirklich der Bund, und überhaupt alle jüdischen Jugendbünde, nicht das geringste gegen Schule und Elternhaus unternehmen, sondern vielmehr Wert darauf legen, daß alle drei gut zusammenarbeiten. Sie versprachen ihr, die schließlich wieder ruhig wurde, sich Helmuth einmal vorzunehmen und die Sache auf diese Weise zu regeln.

So kam es auch. Helmuth beichtete schließlich, daß er für die Schule fast gar nichts mehr arbeite, weil sie ihm, wie er sagte, „zu langweilig“ sei. Als sich nach einer Woche nichts gebessert hatte und er sogar in Mathematik, das bis dahin immer sein stärkstes Fach gewesen war, kaum noch etwas leistete, verhängte der Bund für ihn ein Heimverbot.

Nachdem er ein paar Tage zu Hause geschmolzt und den Beleidigten gespielt hatte, wurde es zusehends besser mit Helmuth. Er begann wieder zu arbeiten, und da er ein begabter Junge war, der sich nur ein bißchen Mühe zu geben brauchte, um gute Noten zu bekommen, ging es sehr schnell vorwärts. Auch zu Hause benahm er sich erträglicher, obwohl das etwas länger dauerte als die Fortschritte in der Schule. Und nach rund einem Monat konnte der Bund mit ruhigem Gewissen das Heimverbot für Helmuth wieder aufheben.



Wir haben gelesen, wie Heinz, als einer, dem das Leben der Bünde noch ein Buch mit sieben Siegeln war, seine erste Fahrt mitmachte. Wir haben gehört, daß ihm die neuen Freunde, zu denen er im Bund gekommen ist, gut gefallen haben, wie er in seinem Gespräch mit Doktor sagte.

Inzwischen sind viele Wochen vergangen, und wenn wir in großen Zügen erfahren wollen, was Heinz in dieser Zeit an Eindrücken gewonnen hat, so geben uns einige Briefe, die zwischen Heinz und Ursula Silber hin- und hergegangen sind, darüber Aufschluß:

„Liebe Ursel!

Eigentlich möchte ich schimpfen, weil Du mir nicht auf meinen letzten Brief geantwortet hast. Aber weil ich weiß, daß Du dafür gesorgt hast, daß ich zum Bund gekommen bin, will ich nochmal nett sein und verzeihen.

Daß ich nun schon mehrere Wochen im Bund bin, weißt Du schon. Aber was Du nicht weißt, ist, daß ich wahrscheinlich bald die Ehre haben werde, eine Jüngerengruppe zu führen. Fred hat mich vorgestern mit dieser Neuigkeit überrascht.

Ich war eigentlich sehr erstaunt darüber, weil ich doch erst ganz kurze Zeit im Bund bin. Aber Fred sagt, es ist ein solcher Führermangel, daß man nicht danach gehen kann, wer längere oder kürzere Zeit im Bund ist, sondern man muß sich seine Leute nach anderen Gesichtspunkten

ansehen. (Dabei hat sich Teddy, das ist einer aus unserer Gruppe, den Witz geleistet, ob er mit den „Gesichtspunkten“ vielleicht seine Sommersprossen meint!)

Nun freut mich die Ehre natürlich, wie Du Dir wohl denken kannst. Aber ich habe doch, wenn ich mir alles so recht überlege, allen Grund, mir einmal sehr ernsthafte Gedanken darüber zu machen, ob ich wirklich in der Lage bin, eine Gruppe Jüngerer zu führen. Nicht allein, daß ich noch sehr jung bin. Du weißt, daß ich manche Anschauung, die Bundes-Ideologie ist, nicht teilen kann. Aus einfachen logischen Erwägungen heraus. Aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, die an uns herangetreten ist und uns zwingt, unser Streben auf ein anderes geographisches Gebiet zu lenken. Du weißt, daß ich für uns hier kaum mehr eine Zukunft sehe, daß ich Palästina als die Lösung der Fragen betrachte, die uns heute das Schicksal stellt.

Das ist es, was ich mir überlege. Und es scheint mir unerträglich, wenn ich in unserem Bunde Menschen erziehen soll zu den Ideen und Idealen des Bundes — während ich selbst diese Ideale nur bedingt anerkenne, teils ganz entgegengesetzte habe. Es ist das eine Sache der inneren Aufrichtigkeit. Und uns, denen das Wort von der inneren Verantwortung nicht nur eine Phrase ist, ist das ehrliche Bekennen zu einer Pflicht geworden.

Doch immer, wenn ich wieder zu dieser Entscheidung gekommen bin, immer wenn ich mir sage: Nein, Du kannst es nicht!, dann fühle ich doch irgendwo, daß ich mich sehr freuen würde, wenn ich die Verantwortung auf mich nehmen dürfte. Ich weiß, daß ich, wenn mir ein leitendes Amt übertragen wird, alles daran setzen werde, um es ganz auszufüllen, daß ich bereit sein werde, alles

für den Bund zu opfern. Wirklich — ich bin mir bewußt, daß ich damit dem Bund aus einer Klemme, aus einem Mangel helfe und mir selbst einen meiner größten Wünsche erfülle.

Siehst Du Ursel, so ist es! Und in dieser Lage möchte ich, daß Du mir hilfst, darüber klar zu werden, wie ich mich entscheiden muß. Denn ich weiß mir kaum einen Rat. Und hier gibt es, glaube ich, niemand, zumindest nicht im Bund, der das, was ich denke, verstehen kann. —

Ich stelle fest, daß ich einen ganz ungewohnt langen Brief geschrieben habe. Daraus magst Du ersehen, wie wichtig mir die Sache ist.

Mit vielen Grüßen, auch an
Deinen Vater
* Dein Heinz.

Lieber Heinz!

Ich habe es furchtbar eilig, weil ich noch sehr viel zu tun habe, will aber Deinen letzten Brief schnellstens beantworten.

Ehrlich gesagt: Ich wundere mich über Deine Zweifel. Hast Du Dich denn so gewandelt? Ich denke, Deine Einstellung ist, nur logische, ganz rein verstandesmäßige Erwägungen gelten zu lassen. Rechne einmal: Der Bund leidet unter einem Mangel an Führern. Es ist notwendig, daß sich Menschen aus seinen Reihen zur Verfügung stellen, um diesen Mangel auszugleichen. Auf Grund dieses Mangels steigt die Nachfrage. Eine rechnerische Selbstverständlichkeit. Oder glaubst Du nicht? Rechne nach! Sage mir, ob die Rechnung aufgeht.

Grüße auch Deine Mutter, Fred und alle Freunde aus dem Bund von
Deiner Ursel.

Liebe Ursel!

Nach Deinem letzten Brief habe ich mich hingesezt und nachgedacht, und habe ihn immer wieder durchgelesen. Nein — die Rechnung geht nicht auf, die Du da aufstellst. Sie verstößt gegen den bündischen Grundsatz von der inneren Wahrhaftigkeit. Deshalb sind alle Folgerungen, die ich etwa daraus ziehen könnte, von vornherein null und nichtig. Und selbst wenn ich die Rechnung, von der Du sprichst, so löse, wie Du es angedeutet hast, so bleibt immer noch auf der negativen Seite ein Posten, den man „Mangelnde Ehrlichkeit“ oder auch „Gesinnungslumperei“ nennen kann.

Darum hat Dein letzter Brief auf mich als das Gegenteil dessen gewirkt, was wohl sein eigentlicher Sinn war. Ich bin mir darüber klar geworden, daß ich niemals eine Gruppe Jüngerer zu Idealen erziehen kann, die nicht die meinen sind. Ich werde, wie Du weißt, schweren Herzens verzichten. Es muß eben so gehen. Fred wird freilich nicht sehr erbaut sein, wenn ich es ihm mitteile. Aber ich glaube, so ist es besser für mich — und für den Bund!

Viele herzliche Grüße

Dein H e i n z.

*

Als Ursula diesen Brief erhielt, hat sie erst ein sehr ernstes Gesicht gemacht und dann vor sich hin gelächelt. Sie hatte im voraus gewußt, daß nach diesem Hinweis auf die rein verstandesmäßigen Grundsätze, von denen Heinz früher einmal mit ihr gesprochen hatte, er sich erst recht zu seiner inneren Stimme bekennen würde. Freilich, sie war klug genug, ihm das nicht zu schreiben.



So war es dabei geblieben. Heinz übernahm keine Jüngerengruppe, sondern arbeitete weiter als einfaches Mitglied des Bundes. Es ist eigentlich verwunderlich, daß er in diesem Bund blieb, der doch seine jüdische Aufgabe nicht in Palästina sah, während Heinz Erez Israel als Aufgabe, und den Weg in dieses Land als eine Selbstverständlichkeit betrachtete. Dennoch blieb er. Es war eben weniger die Ideologie, was ihm dieser Bund gab — es war vielmehr das Bewußtsein, einer Gemeinschaft anzugehören.

Oft, wenn ihm dies alles besonders stark zum Bewußtsein kam, mußte er an Ursula Silber denken, die so weit über den Dingen stand. Was sie sagte und schrieb, klang ausgeglichen und gereift. Für sie gab es keine Gegensätze, die es zu überbrücken galt.

Einmal jedoch wurde ihm plötzlich klar, daß auch sie jetzt in einem innern Widerstreit sein mußte. Das war an dem Tage, an dem Heinz wieder einen Brief von Ursula erhielt. Heinz erfuhr daraus, daß Ursulas Vater, der, wie wir wissen, Architekt war, in der letzten Zeit kaum mehr Aufträge bekommen hatte. Bis er endlich durch die Vermittlung eines englischen Freundes mit einer Gesellschaft in Verbindung trat, die sich mit dem Häuserbau in Tel Aviv beschäftigte.

An dem Tag, nachdem Ursula diesen Brief geschrieben hatte, war der Vertrag geschlossen worden, der Herrn Silber nach Tel Aviv verpflichtete. Die Reise sollte noch in diesem Monat angetreten werden.

Als Heinz den Brief gelesen hatte, ging er langsam im Zimmer auf und ab. Das hatte er nicht erwartet.

*

Ursula kam kurze Zeit danach in die große Stadt, in der Heinz wohnte. Sie hatten nur wenige Stunden Zeit. Der Zug nach Triest, mit dem sie fahren sollte, ging am Abend des gleichen Tages.

Die letzten Stunden vor der Abreise verbrachten Heinz und Ursula gemeinsam. Sie gingen durch die Straßen der Stadt. Sie besuchten Museen, machten eine Rundfahrt und ließen sich alle Sehenswürdigkeiten zeigen. Je näher die Stunde der Abfahrt kam, desto weniger sprachen sie von dieser Abreise. In dem, was sie einander sagten, war nichts von dem, was sie eigentlich hatten sagen wollen. Ja, noch im letzten Augenblick, als Ursula schon den Zug bestiegen hatte und aus dem Fenster blickte, lachten beide über einen kleinen nervösen Herrn, der mit komischem Ernst auf seinem Koffer hockte.

Heinz stand zwischen den Müttern und Vätern, die ihre Kinder an den Zug brachten. Unter den vielen Erwachsenen war er der einzige Junge. Nur aus den Fenstern blickten viele jugendliche Gesichter. Über allen, denen auf dem Bahnsteig und den Jungen und Mädeln im Zug, lag die Abschiedsstimmung wie eine drückende, schwere Last. Die Mütter riefen noch rasch und aufgeregt letzte Ratschläge in den Zug. Dann durchbrach das Abfahrtssignal schrill und rücksichtslos die feierlich erregte Stimmung.

Der Zug setzte sich in Bewegung, immer schneller und schneller. Heinz winkte, bis man nur noch den letzten Wagen sah. Dann drehte er sich um und ging zurück.

S o e b e n e r s c h i e n : .

Heiteres,
Besinnliches,
Nachdenkliches

Geschichten neben dem Alltag
Herausgeb. v. Hans Martin Schwarz
Mit Beiträgen von M. Y. Ben Gawriël,
Leo Hirsch, Georg Hirschteld, Stefan
Kayser, Jacob Picard. Preis: RM. 1.35

*Frohe Stunden fern den Alltagsorgen
bringt Ihnen dieser Band heiterer, be-
zaubernd geschriebener jüdischer Erzäh-
lungen und Kurzgeschichten.*

W i r z e i g e n a n :

Südafrika 1937

Land, Leute, Leben und Möglichkeiten
von Jim H. Croner. Preis: ca. RM. 1.65

*Der reich illustrierte Band enthält eine
Fülle wichtigen Tatsachenmaterials, be-
deutungsvolle Hinweise und eine klare,
ungeschminkte Schilderung des Lebens in
der Südafrikanischen Union.*

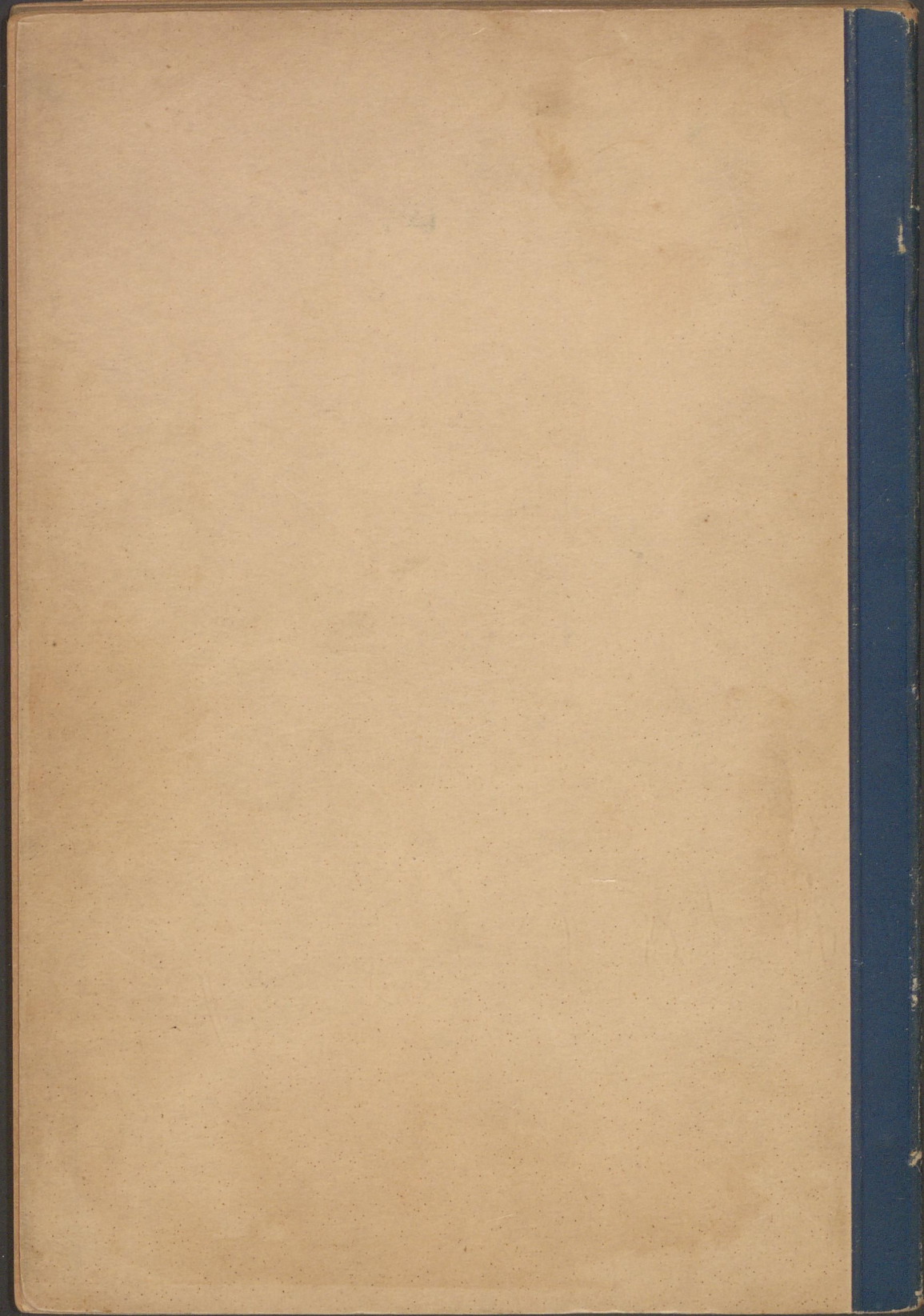
Jüdischer Buch- und Zeitschriften-Verlag
Robert Alter, Berlin SW 68, Schützenstr. 52

VIII 6.

Schwa

427

42340



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Colour Chart #13



Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Light Grey
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Black

